940.9162
G76a4

Gränitz, Hans

Auf der Wacht an den Masurischen Seen, dem Bollwerk des Ostens.

Gaylord Bros.
Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN. 21, 1908

Preis 0,80.

Auf der Wacht an den Masurischen Seen,

dem Bollwerk des Ostens.

Kriegsbilder von der ostpreußisch-russischen Grenze

von

Hans Gränitz,
Leutnant d. R. beim Stabe e. Art.-Regts. im Osten.

Mit Karte der Masur. Seen.

Vierte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Krüger & Co.
1915.

Anfang März erschien im **Verlag von Krüger & Co. in Leipzig**, Liebigstr. 9 und steht auf Wunsch gern zur Prüfung zu Diensten:

Vergeßt die Heimat nicht!

Der Heimat Lob im deutschen Lied.

In der Zeit des großen Kampfes

„um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens

den Konfirmanden und der konfirmierten Jugend

für den Lebensweg dargereicht und herausgegeben

von

Otto Völke,

Pastor.

Einteilung:

1. Die Heimat.
2. Abschied von der Heimat.
3. Heimat und Fremde.
4. Heimatlos.
5. Heimat für Heimatlose.
6. Ewige Heimat.

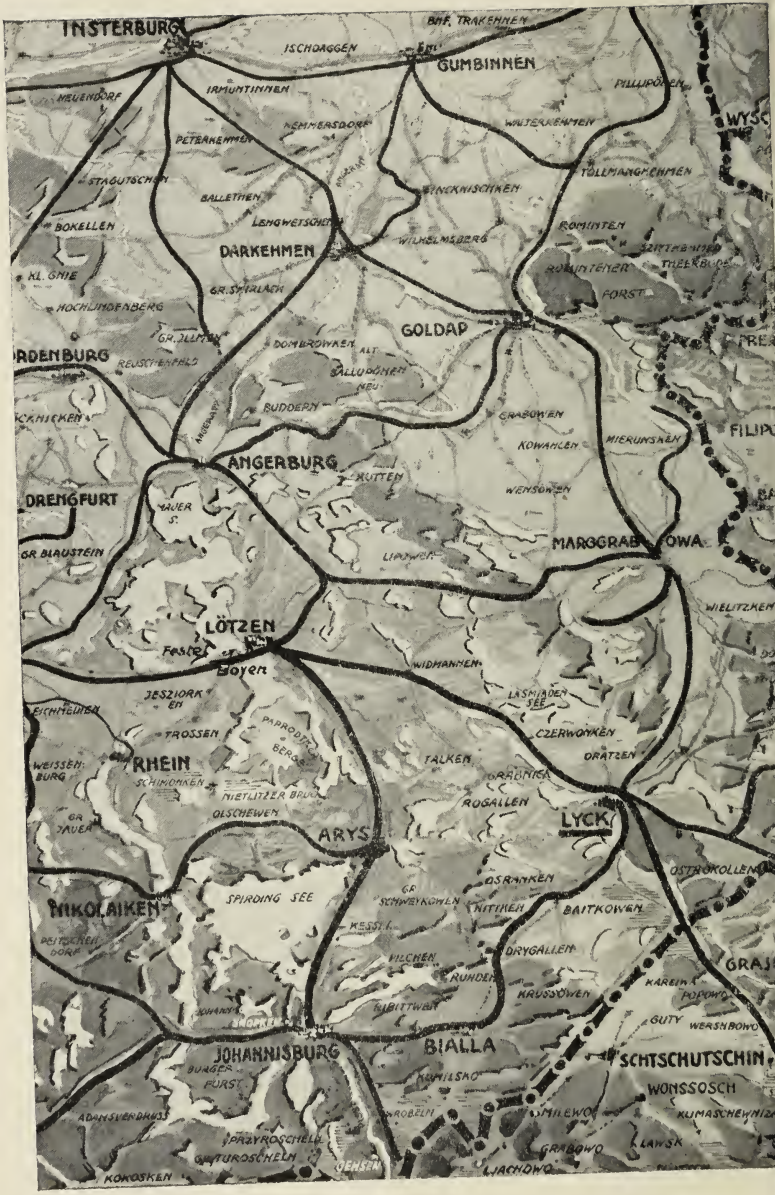
O Deutschland hoch in Ehren,
Du heil'ges Land der Treu,
Hell leuchtet deines Ruhmes Gl
In Ost und West aufs neu!

Diese vorzügliche Auswahl von 60 Liedern und Gedichten wu
auf Gemeindekosten zur Verteilung an die **Konfirmanden** in grösse
Zahl bestellt. Gute Ausstattung, holzfreies Papier und m
siger Preis (Kartoniert 0,75 Mk.) dürften diese schöne Konfirmatio
gabe bald einbürgern.

Ermässigte Partiepreise: 25 zu 0,70; 50 zu 0,65 und 100 zu 0,60

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/aufderwachtdenma00gran


INSTERBURG
BHF. TRAKEHNEN
ISCHDAGGEN
GUMBINNEN
IRMUNTINNEN
NEUENDORF
PILLUPÖNEN
NEMMERSDORF
WALTERKEHMEN
PETERKEHMEN
STAGUTSCHEN
TOLLMANGKEHMEN
BALLETHEN
LENGWETSCHEN
BOKELLEN
DARKEHMEN
WILHELMSBERG
ROMINTEN
KL. GNIE
GR. SMIRLACH
ROMINTENER
FORST
HOCHLINDENBERG
GR. ILLMEN
GOLDAP
DOMBROWKEN
ALT
REUSCHENFELD
BALLUPÖNEN
NEU
BUDDERN
GRABOWEN
KOWAHLEN
MIERUNSKEN
ANGERBURG
KUTTEN
DRENGFURT
WENSÖWEN
MAUER S.
GR. BLAUSTEIN
LIPOWEN
MARGGRABOWA
WIELITZKEN
LÖTZEN
Festel
Boyen
WIDMANNEN
JESZIORKEN
LASMIADEN SEE
EICHMEHLEN
TROSSEN
PARRODTKEN
BERGE
CZERWONKEN
RHEIN
TALKEN
ORATZEN
WEISSENBURG
SCHIMONKEN
NIETLITZER BRUCH
GRABNICK
ROGALLEN
OLSCHEWEN
LYCK
GR. JAUER
ARYS
OSRANKEN
OSTROKOLLEN
NIKOLAIKEN
SPIRDING SEE
GR. SCHWEYKOWEN
NITIKEN
BAITKOWEN
KESSEL
PEITSCHENDORF
DRYGALLEN
PILCHEN
RUHDEN
GRAJE
KAREIWA
KRUSSÖWEN
POPOWO
RIBITTWEN
GUTY
WERSHBOWO
BIALLA
JOHANNISBURG
SCHTSCHUTSCHIN
BURGER FURST
KUMILSKO
WONSSOSCH
ADAMSVERDRUSS
WROBELN
MILEWO
KUMASCHEWNIZA
PRZYROSCHELN
GRABOWO
LAWSK
GENSEN
LJACHOWO
KOKOSKEN

Auf der Wacht

an den

Masurischen Seen,

dem Bollwerk des Ostens.

---

iegsbilder von der ostpreußisch-russischen Grenze

von

Hans Gränitz
Leutnant d. R. beim Stabe e. Art.-Regts. im Osten.

Vierte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Krüger & Co.
1915.

Alle Rechte vorbehalten.

940.9162
G76a4

Masurenlied.

Wild flutet der See!
Drauf schaukelt der Fischer den schwankenden Kahn.
Schaum wälzt er wie Schnee
Von grauser Mitte zum Ufer hinan.
Wild fluten die Wellen auf Vaterlands Seen, wie schön!
O, tragt mich auf Spiegeln zu Hügeln, Masoviens Seen!
O Heimatland, Masoviens Strand,
Masovia lebe, mein Vaterland!

* * *

Wild brauset der Hain!
Dort spähet der Schütze des Wildes Spur.
Kühn dringt er hinein,
Durchwandelt die Höhen, die Täler, die Flur.
Ihr schwebenden Wolken, gedenket doch mein, am Hain!
O führt mich durch Wälder und Felder zur Heimat ein!
Der Jugend Hain, der Seen Strand,
Masovia lebe, mein Vaterland!

* * *

Tal, Hügel und Hain,
Dort wehen die Lüfte so frei, so kühn.
Möcht' immer dort sein,
Wo Söhne des Vaterlands kräftig erblühn.
Dort ziehen die Höh'n durch des Nebels Grau, o schau!
Hold lächelt auf Seen und Höhen des Himmels Blau!
O Heimatland, Masoviens Strand,
Masovia lebe, mein Vaterland!

Volkslied.

P

Masuren und Litthauen.

Eine Einführung.

Masuren, der Provinz Ostpreußen südöstlichster Tei
im weitern deutschen Vaterlande nur wenig bekannt, wir
in Zukunft wohl ein Anziehungspunkt ersten Range
werden nicht nur für Naturfreunde, denen dieses schön
Stück deutscher Erde durch Wort und Bild oder aus eigne
Anschauung bekannt ist, sondern auch für Jene, die der
Zuge ihres Herzens folgend zu den Heldengräbern ihre
Lieben pilgern, die dieses deutsche Land vom Feind
befreiten!

Von Angerburg, Drengfurt bis zur Johannisburge
Haide zieht sich die Seenkette des Mauer-, Dargainer
Kissainer-, Löwentin-, Jagodner- und Spirdingsee's b
zum Niedersee, dem landschaftlich schönsten dieses an wun
derbaren, rauschenden Wäldern und blinkenden Wasse
spiegeln so reichen Hügellandes. See schließt sich hier a
See, so mancher größer als die so hochgeschätzten im Baj
varenlande; langgestreckte, und in abwechselnde Farbe
getauchte Waldstreifen umgeben die Ufer, und in de
Seen wirken die kleinen Inseln wie Märchenträume.

Vor allem liegt über der Insel Upalten eine unberühr
Schönheit; keine Bewohner, nur ein Unterkunftshaus, so
alles Urwald, Dickicht und kleine Rasenplätze. — Staunen
steht man weiter am Festlande vor jahrhunderte alte

Eichen — vielleicht den ältesten Deutschlands, — im Park von Steinort und im Dickicht des ihn umgebenden Sees sieht man Schwärme von wilden Schwänen.

Wenn auch die Kriegsfurie hier gehaust, die Wohnstätten friedsamer Einwohner zerstört, sie selbst in den Tod oder in die Flucht getrieben sind — was Menschenhände zerstörten, können Menschenhände erbauen — die Natur, die ewige, die große schöne dieser Gegend blieb unzerstörbar und wird wieder ihren Reiz auf alle ausüben, die sie aufsuchen.

Zwischen den genannten großen Seen, die sich in einer Kette von Nord nach Süd, verbunden mit Kanälen erstrecken, gibt es noch eine Menge dazwischen liegender kleiner Seen, die großen Truppenmassen den Weg versperren und so tatsächlich ein natürliches Bollwerk für die immer gefährdete äußerste Ostmark sind. — Abgesehen von der Schönheit, die diese herrlichen blauen Wasserflächen dem Lande verleihen, sind sie ihm Schutz vor dem Ansturme jener Feinde gewesen, die uns „Barbaren" die Kultur ihres halbasiatischen Landes bringen wollten. Um Lyck und Loetzen tobten die wildesten Kämpfe; ersteres, zerschossen von russischen Granaten, war ganz in der Hand unserer Feinde, die bis Loetzen hin die Ortschaften in Trümmerhaufen verwandelten. Das Schloß Sorquitten mit herrlichen Parkanlagen — eine Perle der Baukunst — und andere wurden zerstört.

Nur das Schloß Beynuhnen ist wie durch ein Wunder verschont geblieben, was um so merkwürdiger ist, da das Schloß wie der großartige Park von Kunstwerken aller Art geradezu strotzen. Bei einer Wanderung durch den Park fand ich neulich einen kleinen Waldfriedhof, der einfach prächtig ist. Er liegt auf einem Hügel und wird von einem Naturdome, mächtigen alten Tannen, eingerahmt. Vier Gräber zählte er nur, und zwischen ihnen

wächst plötzlich auf einem dunklen Steine stehend, de betende Knabe hervor, was eine wunderbare Wirkun auf den Beschauer ausübt. Unten am Hügel liegt se kurzer Zeit ein Russengrab, das etwa 50 Mann bergen sol

Der deutsche Ritterorden hat einst dieses Land der Deutschtum erschlossen. Im 17. Jahrhundert, als na der Schlacht bei Warschau der große Kurfürst mit de Schweden die Polen geschlagen, rächte sich der König vo Polen durch einen Einfall in die Provinz, die den plün dernden, sengenden, mordenden Scharen zum Opfer fi und fast ganz zerstört wurde. — Vor 100 Jahren betrate die Heere Napoleons ihren Boden, und heute habe die deutschen Truppen unter Hindenburg Ostpreuße wieder gerettet.

Von den Kämpfen bei Lyck, Lötzen, Tannenberg, vo dem Hin und Her an der Grenze, erzählen die folgende Seiten.

Auf der Wacht an den masurischen Seen.

Ende August.

. . . . . Um mit ostpreußischem Klang der Worte, halb weich, halb schrill, zu reden: O, bitte sehr, wir sind auch noch da, meine Herrschaften. Wir, die nämlich die Wacht im Osten zu halten haben. Drinnen im Reiche blickt man natürlich, wie es recht und billig ist, vornehmlich gen Westen. Da machen unsere braven Jungens kurzen Prozeß mit Lüttich und Namur, da reitet Kronprinz Wilhelm siegreich ins Franzosenland hinein, da kann der Herr Generalquartiermeister fast täglich im Depeschenstil Erfolg auf Erfolg melden, — — aber bei uns?? Da herrschte bis vor kurzem eine beängstigende Stille auf dem Kriegsschauplatze, da sahen wir, zähneknirschend und die Faust geballt, in endlos langem Zuge auf holprigem Leiterwagen die Flüchtlinge von der ostpreußischen Grenze, die Haus und Hof vor den nahenden russischen Mordbrennern verlassen mußten. Und wenn es auch nur einige Tage der Ungewißheit und des Zweifels, — Zeit genug war es leider für „Herrn Wichtig" und „Frau Lüge", törichte Gerüchte zu verbreiten, aus Mücken Elefanten zu machen, Klagelieder anzustimmen, in die die Flaumacher, die Feigen und die Angstmeier, kleinmütig genug, brav einstimmten. Himmel und Herrgott nochmal, und diesen Hasenherzen nicht einmal die Meinung gründlich sagen zu dürfen!

Und nun ist es über Nacht plötzlich so ganz anders geworden. In den Städten und Dörfern Ostpreußens, des

bedrohten Grenzlandes, sang der erzene Mund der Kirchen
glocken „Nun danket alle Gott," von den Häusern wehte
die schwarz-weiß-roten Fahnen und künden der froh be
wegten Menschenmenge in den Straßen den Sieg vo
Tannenberg. Die Russen niederkartätscht, Tausende vo
ihnen gefangen genommen, Geschütze und Maschinenge
wehre in großer Zahl erobert, — ja, das ist gute Kund
aus dem Osten. Und leuchtenden Auges erzählen di
Zurückgekehrten aus der Schlacht, wie sie die Russenband
verprügelt haben. „Hei, wie wir sie in die Sümpfe un
Seen trieben, daß diese schwarzen — Slawen auf ihr
alten Tage das Schwimmen lernten. Und Herrn Rennen
kampfs treue Soldaten zeigten unseren Dragonern un
Ulanen, die die Verfolgung bis zum letzten Hauch vo
Mann und Roß übernahmen, den Anblick ihrer verehrliche
— Rückseite."

Ja, sie ist auch noch da, die Wacht im Osten! Un
nur ein wenig Geduld noch, dann werden wir wieder de
Herrn Generalquartiermeister bemühen . . . . ."

*

Im Gleichschritt marsch! Gewohnte Musik seit nun
mehr vier Wochen für unsere Ohren, dieses Klirren de
Sohlennägel auf dem Pflaster der ostpreußischen Klein
stadt, das sich mit dem Asphalt der Straßen unserer Gro
städte wirklich nicht gut vergleichen läßt. In gleiche
Schritt und Tritt marschieren die Kameraden und zeige
schon hierdurch denen, die es noch nicht wissen, daß b
uns zu Lande Ordnung herrscht. Aber heute — wel
seltsames Schlürfen müssen wir hören! Sind es Ve
wundete, die sich mühselig und schmerzensreich der Gro
stadt zuschleppen? Schnell auf vom Stroh des Pferd
stalles, in dem des Dienstes jetzt nicht mehr ewig gleic
gestellte Uhr uns soeben gestattete, zu kurzer Ruhe d
müden Glieder zu strecken. Wer ist es? Russische G

fangene. Ostpreußischer Landsturm, mit schwarzen Hosen und blauer Litevka bekleidet, den Tschako mit dem Eisernen Kreuz auf dem Kopfe, das Gewehr mit aufgepflanztem Seitengewehr geschultert, bewacht die Schar, die stumpfsinnig und müde einhertrottet, scheue Blicke nach allen Seiten werfend. „So sehen also unsere Feinde aus," sagen die Neuangekommenen und schütteln sich innerlich vor dem Anblick von Väterchens zerlumpter Schar. Hin und wieder sieht man in dem langen Zuge aufrechte Gestalten und gute Figuren, die sichtlich ob ihres Schicksales ergrimmt sind. Aber für die Menge der Halbasiaten dürfte Soldatenehre Schall und Rauch sein. Als Plünderer und Mordbrenner werden sie auch weiterhin sich erfolgreich betätigen, auch zähe ihre Stellungen verteidigen, aber fertig werden wir in Ostpreußen schon mit ihnen. Zehn gegen einen, ist zwar ein bißchen viel; aber was hilft's? Da hatte jener Schiffer vom Pregel recht, der auf die Kunde vom Nahen zehn neuer russischer Armeekorps kräftig in die der Ostsee zueilende Flut spuckte und sagte:

„Da müssen wir eben Überstunden machen!"

*

Grauer Nebel liegt noch über den Fluren Ostpreußens. Neben dem Geschützpark, dessen Fahrzeuge im bleiernen Schatten liegen, stehen die Posten und blicken nach Osten. Sie bewachen des Königs ultima ratio, deren eherner Mund bald kräftig gegen russische Soldateska „funken" wird. Es sind Grüße gar lieblicher Art, die wir unseren „guten Freunden" von gestern in die Schützengräben senden. Wo solch ein zentnerschwerer Segler der Lüfte niedergeht, da wächst kein Gras. Es sind solche von der Art, wie wir sie bei Lüttich und Namur benutzten. Auch die französischen Sperrforts, deren Betonpanzer undurchdringlich sein „sollte", haben die blauschwarzen Zuckerhüte zur Genüge kennen gelernt. Unsere Jungens werden ihnen, wenn sie gen

Himmel sausen, noch besonders freundliche Abschiedsworte nachsenden: Rache für jedes angezündete Haus, Rache für jeden von der Scholle vertriebenen Ostpreußen!

*

Die Sonne steigt blutigrot im Osten zu ihrer Tagesfahrt auf. Ich reite dem Morgen entgegen, über Wiese und Feld, vorbei an Hecke und Busch. Schnell ist der Nebel gesunken. Unermeßlich breitet sich das Land aus, die teure Scholle, die wir schützen wollen. Klar und silbrig ist die Luft, hell und weitsichtig. Vögel zwitschern und freudig wiehert der Rappe. Ein heißer Tag steht bevor, fern im Nordwesten, über dem deutschen Meere, der Ostsee, die frei von Feinden ist, ballen sich einige gewitterschwangere Wolken zusammen. Aus der Niederung dringen die Töne eines Soldatenliedes zu dem einsamen Reiter. In flottem Trab eile ich der Stätte zu, zu der die Pflicht ruft.

Doch halt, die Uhr zeigt erst wenige Minuten nach Fünf. Da wird man noch ein wenig frühstücken können. Ein Schluck kalten Kaffees aus der Feldflasche und ein Biß in die dickbelegte ostpreußische „Bemme" (fünf Zentimeter hoch!) wird am Straßengraben den Mann erquicken. Und der Rappe kann im Klee sich eine Güte tun. Gefährten gibt es auch. Dort liegen sie am Wiesenrain. Stramm meldet mir der Landwehrunteroffizier die Abteilung, die hier weitere Befehle abwarten soll. Ich danke und steige vom Pferde. Bereitwilligst macht man mir Platz.

Da fällt mein Blick auf eine Gruppe, die es sich auf ausgebreiteten Mänteln besonders bequem gemacht hat. Ein älterer Mann mit Vollbart hat ein Büchlein in der Hand und erzählt den Umstehenden.

Soldaten, die gegen fünf Uhr morgens aus Büchern lesen! Die Gruppe interessiert mich. Ich trete näher.

„Was lesen Sie denn da Schönes?" fragte ich. „O wir wollen nur etwas Russisch lernen," ist die

Antwort. Und entgegen streckt mir der Landwehrmann einen russisch-deutschen Sprachführer.

„Ich danke schön," sage ich, „was sind Sie von Beruf?" — „Glasmacher," erhalte ich zur Antwort.

Und als ich dem Rappen jetzt die Sporen gebe und quer über das Feld daherſprenge, frage ich mich:

„Ob es wohl einen russischen Soldaten gibt, der die frühe Morgenstunde dazu benutzt, um Deutsch zu lernen?"

Ein Graben, den der Hengst zunächst verweigert, weckt mich aus meinem Sinnen.

„Dummes Zeug, Schnick — Schnack! Wozu brauchen auch die Russen Deutsch zu lernen? Wir werden sie bald endgültig zum Tempel hinausgejagt haben. Denn ebenso gut wie die im Westen, steht fest und treu

die Wacht im Osten!

Auf der Jagd hinter russischen Mordbrennern und Spitzbuben.

Im September 1914.

. . . . . Warten ist eine Kunst, die der Soldat bekanntlich nicht nur im Frieden, sondern auch im Kriege zur Genüge auszuüben hat. Warten hilft unter Umständen, den richtigen Augenblick herauszufinden, in dem es allein möglich ist, den Gegner anzufassen und ihn aufs Haupt zu schlagen. Warten mag oftmals schwieriger sein, als das Drauflosgeben mit Musik und Hurra, — äußerlich ehrenvoller ist natürlich das letztere. Wer es noch nicht konnte, das Warten, hat es jetzt gründlich gelernt, — manchmal mit zusammengebissenen Lippen und geballten Fäusten . . .

Wir lagen in K. und freuten uns unseres Lebens. Waren gut untergebracht, hatten zu essen und zu trinken und beneideten die anderen Kameraden, die schon „richtig" ran an den Feind gekommen waren. Freuten uns vor allem, daß der Dienst der Feldpost so famos klappte, daß stets trotz riesiger Entfernungen in der allerkürzesten Zeit eine Verbindung mit der Heimat möglich war. So lag eines schönen Tages der Schreiber dieser Zeilen im duftenden Heu des großen Pferdestalles, blinzelte gegen die stechende Mittagssonne, rauchte (in Gedanken natürlich nur!) eine dicke Zigarre und dachte an sein schönes Schlafsopha daheim, — da wurde er plötzlich etwas unsanft aus den Träumereien geweckt. Eine Ordonnanz hatte sich vor ihm aufgestellt

und meldete mit aufgeregter Stimme die inhaltsschweren Worte:

„Es geht los!"

Hurrah! Nun also endlich der Befehl zum Aufbruch, der so lang von uns allen ersehnt war. Zu Ende das Herumliegen und Warten, zu Ende die „friedensmäßigen" Übungen, während draußen bereits Tausende deutscher Jungmannen ihr Blut für das Vaterland vergossen. Bei allen der gleiche Gedanke: „Gott sei Dank, daß es los geht." Allerdings bei allen zugleich auch mit einer Einschränkung: „Dreißig Minuten später hätte es schon sein können."

Aber wir lebten ja nicht im Deutschen Reiche, wenn auch ein etwas allzu plötzlicher Aufbruch nicht „klappen" würde. Fix und fertig stand unsere Gruppe zur angesetzten Zeit auf der Straße nach T.: der Stab war natürlich schon stundenweit vorgezogen worden. Ein Herbsttag ging zu Ende, wie ihn gerade die östlichen Provinzen unseres Vaterlandes in köstlichster Reinheit und Frische aufzuweisen haben. Blutigrot senkt sich im Nordwesten der Sonnenball, um seine Tagesreise zu vollenden, der Abendstern funkelt auf, während stetig von den Wiesen milchig-grauer Dunst aufsteigt und Hecke und Busch in einen feinen, leisen Schleier hüllt. Kaum erkennen wir die Umrisse der Pappeln und Erlen, die den Weg säumen. Durch das Reich Erlkönigs reiten wir, und die nächtige Stille wird nur durch das Wiehern und Schnauben der Rosse unterbrochen.

Noch sind es einige Kilometer bis zu unseren Vorposten, dann ist für uns der letzte „Friedensmarsch" beendet. Wir reiten zwar immer noch auf deutscher Erde; aber in frecher Überhebung haben unsere Feinde im Osten das Gebiet östlich vom Pregel bereits jetzt „Neu-Rußland" getauft. Wir spannen die Brownings und lugen aus, soweit es uns die mondlose Nacht gestattet.

Durch den Nebel dringt zu uns der verirrte Ton einer

Kirchenglocke. Die Nacht wächst und die mitternächtigen Schatten werden größer. Dunkel und schwer säumen ostpreußische Wälder links und rechts die Straße. Plötzlich halten die Spitzenreiter wie auf Verabredung; ein brenzlicher Geruch liegt in der Luft.

„Halloh, wir sind im Mordbrennerland."

Unser Führer ruft es aus und seine Worte wecken laute Verwünschungen gegen diese „sogenannten" Soldaten des Zaren, deren Schandtaten man in Ostpreußen niemals vergessen wird. Wir reiten stundenlang durch Öde und Wüste, und einstmals war es ein fruchtbares Gefilde, benetzt von dem sauren Schweiß ehrsamer deutscher Landleute. Langsam wird es Tag und jetzt erst erkennen wir die Größe des Unheils ganz.

Bis auf die Grundmauern sind die Häuschen der Dörfler niedergebrannt. Die Zäune sind umgestürzt worden, totes Vieh liegt zu Massen im Straßengraben. Wir sitzen ab zu kurzer Rast und betreten mehrere Häuser, deren Wände noch stehen. Innen ist alles vernichtet. Wirklich „alles"; nur die Heiligenbilder haben die Mordbrenner verschont. Vor allem hatten sie es augenscheinlich auf die Spiegel abgesehen; während einer vollen Woche, die wir durch das ausgeplünderte Land zu streifen hatten, haben wir nicht einen einzigen Spiegel gesehen. Kisten und Schränke sind aufgebrochen worden und der Inhalt auf die Straße gestreut. Jeder einzelne Tassenkopf wurde gegen die Wand geschleudert, eine Mühe, deren Zweck doch wirklich nicht einzusehen ist und nur aus halbwilden Instinkten herzuleiten ist. Mit besonderer Liebe haben Väterchens zerlumpte Helden auch die Brunnen behandelt. Allerlei ekelhafter Unrat wurde hineingeworfen und so der kostbare Inhalt ungenießbar gemacht. Es sind wirklich Heldentaten im wahrsten Sinne des Wortes gewesen, was die Russen hier geleistet haben.

Doch — wenn unsere Truppen derartige Mittelchen nötig hätten: ein vorzügliches Reizmittel zur Erweckung der Kampfeslust ist solch ein Betrachten der Verwüstungen doch. Vor den Schimpfwörtern und Flüchen allein wären einige Russen umgefallen, falls sie es gehört hätten. Leider war dies erst später etwas möglich, denn auf die Kunde vom Nahen der deutschen Armee ging es bei den Vertretern der grünen Couleur Halsüberkopf den russischen Kulturgefilden zu. Im „Ausrücken" muß man nämlich den Russen unbedingt die Meisterschaft zusprechen. Solch ein Rückzug geschieht unter Preisgabe des wertvollsten Gerätes. Es ist ganz gleichgültig, ob Mann und Roß liegen bleiben, ob die Truppenverbände noch aufrecht erhalten bleiben oder nicht. Pascholl, Pascholl, — Marschrichtung Petrograd.

Aber auch deutsche Pferde können laufen und deutsche Geschütze können fahren. Alle haben wir sie nicht mehr einholen können — aber doch war die fröhliche Spitzbubenjagd recht lohnend. Maschinengewehre knatterten in die Flanke der Fliehenden und mähten die eiligen Läufer zu Tausenden. Die Herren vom schwarzen Kragen sandten einige hundert Zentner Eisen hinterher, daß den armen Haschern die Puste ausging. Kavallerie preschte heran und sammelte Gefangene zu Hunderten ein, während die Infanterie die Stellungen sofort besetzte und erst an der deutschen Grenze Halt machte. Ostpreußen war vom Feinde frei.

Im Sturm und Hagel auf russischem Boden.

„Soldatenleben, hei, das heißt lustig sein, — ja lustig sein," so schallt es zu uns herüber aus der Infanteriekolonne, die quer über die Wiese marschiert, um sich den Weg etwas abzukürzen, während wir in langer Reihe unsere Straße ziehen. Um die Lustigkeit ist es in diesem Falle aber etwas eigenartig bestellt. Väterchens Reich kündet uns seine Nähe an mit Sturm und Regen. Leute, die es wissen müssen, haben uns berichtet, daß ein russischer Landregen bezüglich der Dauer und Kraft alle Regenrekorde der Welt zu schlagen vermag. Und was jene erzählten, bestätigt sich leider nur allzu sehr. Der Regen regnet jeglichen Tag, wie es im Sprichwort heißt. Das Wasser läuft erst durch den „absolut wasserdichten" (Garantie ein Jahr!) Gummimantel, den wir in Vorahnung künftiger nasser Ereignisse noch vor dem letzten Ausrücken zu „Kriegspreisen" erstanden hatten, dann durch den Offiziersmantel, dann etwas langsamer, aber auch sicher durch den feldgrauen Uniformrock und schließlich durch die ebenfalls „wasserdichte" Lederweste. Die Zeitdauer des Durchregnens beträgt an drei Tagen genau mit der Stoppuhr gemessen, drei Stunden zwanzig Minuten. Der Soldat ist also bis auf die Haut durchnäßt — wenn um drei Uhr morgens die Abteilung marschbereit stand — bereits zu einer Stunde, in der der friedsame Bürgersmann zu Haus sich noch einmal zur letzten Schlafrunde herumgedreht hat. Glücklich der, der mit seiner Ausrüstung diesem allen bisherigen Definitionen von Wasser-

dichtigkeit über den Haufen stürzenden russischen Landregen so viel Widerstand bieten kann und bemitleidenswert der, bei dem das Wasser schneller durch Mantel und Rock läuft. Unsere Ausrüstungsgegenstände, auch die des gemeinen Mannes, sind glänzend und tausendmal besser als die der Russen und Franzosen; aber gegen russischen Regen kämpfen alle Tuchfabrikanten der Welt vergebens. Ein Grund mehr für die Daheimgebliebenen, ihren Lieben im Felde warmes Unterzeug, so gut und so viel es nur irgend geht, zuzusenden. Und wo die Mittel des Einzelnen in dieser Beziehung versagen, da muß die so vorzüglich organisierte Liebestätigkeit unserer deutschen Frauen nach Kräften einsetzen.

Zum Regen gesellt sich als wenig willkommener Gefährte der Wind. Er schüttelt die dicken Pappeln, die den Weg säumen, und rüttelt an den Erlen, die am nahen Waldrand ächzen und stöhnen. Er faucht über die nassen Wiesen und treibt mit den letzten gelben und braunen Blättern der Bäume ein tolles Spiel, so daß unsere Pferde hier und dort erschreckt sich aufbäumen. Vom Helmüberzug tropfen in lieblicher Abwechselung erst vorn, dann hinten die Wasserperlen in die Halsbinde und unten am Sattelzwiesel rinnen kleine Bäche gegen jenen Körperteil, der sich mit der letzten Kraft des Lederbesatzes der Reithose gegen den frechen Störenfried verteidigt. Man schüttelt sich und schimpft, daß die Summe der Flüche gar nicht hier wiederzugeben ist, und ergibt sich endlich in das Unvermeidliche.

Denn schließlich: was kann uns Regen und Sturm antun? Wir marschieren gegen Rußland und gegen jene Spitzbuben und Mordbrenner, die Tausenden unserer ostpreußischen Landsleute ihr Hab und Gut zerstört, Haus und Hof angezündet haben. Es ist unseres Wissens bisher in der Öffentlichkeit wenig bekannt geworden, daß in zahl-

reichen, von den Russen erbeuteten Feldtornistern von den Unseren „Feuerpäckchen" vorgefunden wurden, kleine Feueranzünder aus dem Schreiber dieser Zeilen unbekannter Masse gefertigt, die eigens zu dem Zweck mitgenommen wurden, aus angeblich anständigen Soldaten Mordbrenner zu machen. Drei oder vier solcher Feuerpäckchen, deren Feuer nicht zu löschen ist, sind imstande, ein ganzes Gehöft in Asche zu legen. Es ist also nicht wahr, was die Petrograder Zeitungen in komischer Entrüstung schreiben, daß es sich bei den Schandtaten der Russen auf deutschem Boden nur um „Übergriffe" vereinzelter, meistens berauschter gewesener Truppenteile gehandelt habe. Wahr ist vielmehr, daß, von einigen Ausnahmen abgesehen, die Russen von ihren Befehlshabern die Anweisung erhalten haben, „mit Feuer und Schwert" den Kampf zu führen. Will man im Ernst einen Staat, dessen Regierung eine derartige Kampfesweise seiner halbtierischen Soldateska zuläßt, noch in der Zahl der Kulturstaaten führen?

Die Stimmung unserer Truppen ist ernst und gut. Es heißt, Rache zu nehmen für all das Unheil, das unsere Landsleute im Osten so lange, lange Wochen auszuhalten hatten. Nicht soll Gleiches mit Gleichem vergolten werden, aber es wird den Russen gezeigt werden, daß ihre Schandtaten nicht ungestraft bleiben dürfen. Und um so besser wird die Stimmung, je mehr die Zahlen an den Kilometersteinen längs der Chaussee kleiner werden. Jetzt nur drei, jetzt noch zweitausend Meter bis ins verhaßte Zarenreich.

Dort an der Wegbiegung taucht plötzlich der schwarzweißrote und ein Stückchen weiter der blauweißrote Grenzpfahl auf. Das Haus des Kosakenpostens mit den davor stehenden drei Laternen säumt die Straße, auf der bereits, als ein recht bezeichnendes, äußeres Anzeichen von russischer Kultur, das schlechte Pflaster sichtbar wird. Unse

Führer läßt die Kolonne halten. Er richtet an seine Truppe eine kurze und kernige Ansprache, die in donnerndes Hoch auf den obersten Kriegsherrn, auf Se. Majestät den Deutschen Kaiser, ausklingt. Und laut schallt es dann die lange Reihe entlang: Deutschland, Deutschland über alles! Und mit neuem Mut und neuer Frische ziehen wir gen Osten, jetzt endlich, endlich über russischer Erde dahin.

*

. . . . . In einem wilden Birnbaum am Wiesenrain haben wir eine hohe Leiter, die einst am Heustall des russisch-polnischen Bauern anderen Zwecken diente, aufgerichtet und in den obersten Zweigen einen Hochstand für unsere Beobachtungszwecke eingebaut. Vor uns am Waldrande unsere Batteriestellungen, tief eingebaut in den russischen Sandboden und stark gedeckt durch Bohlen und Erdstücke. Dichter Wald breitet sich vor uns aus und am Horizont sehen wir die dünnen Linien und Höhen, die der starken russischen Festungszone ersten Schutz bieten. Nicht allzu groß ist das Sichtfeld von den wippenden Zweigen unseres Birnbaumes. Das Türmchen der polnischen Dorfkirche wäre wirklich besser gewesen, wenn nicht meterhoher, undurchdringlicher Schmutz auf dem Boden den Zugang so gut wie unmöglich gemacht hätte.

Vorläufig liegen wir ja nur in Lauerstellung und sind noch weit vom Schuß. Schnell hat in einer kurzen Regenpause der Wind Gras und Erde getrocknet und recht friedlich und gemütlich sitzt es sich auf dem als Kissen dienenden Mantel. Die letzte Zigarre aus Deutschland wird verpafft und „Kriegslatein" gedroschen. Gute Nachrichten aus dem Westen, die leider nur über zehn Tage alt sind und „einem Gerücht zufolge" manchmal nicht ganz der Wirklichkeit entsprechend von Mund zu Mund weiter erzählt werden, heitern auf. Plötzlich Bewegung in den ruhenden Truppen. Ein Meldereiter sprengt heran und bringt unserem Führer

den Befehl: Sofort vorrücken. Mit fabelhafter Schnelligkeit wird der Befehl ausgeführt, und im Schutze der Wälder auf verschwiegenen Pfaden rücken unsere Geschütze, trotz des tiefen Bodens in schnellem Tempo, vor, während unsere Offizierspatrouillen rechts und links sichern und unser Stab mit seinen Offizieren bereits vorn die neuen Stellungen ausgesucht hat. Das Manöver gelingt gut. Anscheinend vollkommen unbemerkt von den Russen gelangen die Batterien „ran an den Feind" und im Dunkel der schnell hereinbrechenden Nacht „buddeln" sich unsere braven Artilleristen von neuem ein.

Eine lange Nacht, in der wiederum strömender Regen einsetzt, folgt. Fröstelnd, in die nassen Mäntel eingehüllt, stehen wir am Waldsaum, gedeckt selbstverständlich hinter Strauch und Busch, und erwarten den Tag. In sausender Flucht und mit Sturmgetöse führt der Windgott seine Heerscharen über uns hinweg, als wollte er uns ein Vorspiel kommenden Schlachtenwirrwarrs und Kampfeslärm geben. Am Firmament blitzt hier und da auf einen Augenblick ein Sternenschimmer auf, um sogleich wieder von schweren Wolkenmassen erdrückt zu werden, die neues Nass auf uns herniedersenden. Grell flammt es auf einmal vor uns am Horizont auf:

„Der russische Scheinwerfer! Achtung, alles hinlegen!"

Der Befehl wird eilig weitergegeben. Und während der flimmernde Lichtkegel die Weite absucht und unsere nächtlichen Vorbereitungen zu erspähen sucht, liegen wir auf feuchtem Waldmoos und lachen vergnügt die vergeblichen Mühen der Russen aus.

„Zu spät, mein verehrter Herr Festungskommandant! Wir waren einmal wieder ein wenig schneller!"

Und dann zählen wir die Minuten, um, wie es befohlen war, mit dem Morgengrauen zum ersten Male gegen die russischen Vorstellungen und Infanteriewerke zu funken.

Da, es ist kurz vor fünf Uhr morgens, unser erster Schuß. Mit Donnergetöse saust die erste „blaue Bohne“ gegen die Herren Russen, und ihr folgen hunderte, tausende. Sie haben erkleckliche Wirkung. Bald steht das Dorf, das die Zugangsstraße zum Hauptfort deckt, in hellen Flammen. In panikartiger Flucht weicht russische Infanterie zurück. So schießen wir den ganzen Tag. Gegen die eigentliche Festung selbst können wir aber erst wirken, wenn wir noch weiter vorgerückt sind.

*

Vierundzwanzig Stunden später.

Als wir soeben auffahren, begrüßen uns die ersten russischen Granaten. Sie liegen hart hinter uns, am Rand des Dorfes, haarscharf nebeneinander. Die Russen schießen gern mit „Salven“.

Bei der Auffahrt beschossen zu werden, ist naturgemäß das Schlimmste, was einem Artilleristen passieren kann. Noch sind ja die Geschütze nicht in Stellung, noch ist die Munition nicht vollständig herangebracht worden. Sie wird beschossen, die Artillerie, aber sie kann sich nicht wehren.

Wie oft hat man sich im Frieden diesen Augenblick nicht vorgestellt! Wird hier die Disziplin nicht versagen, wird hier die Erreichung des Zieles noch möglich sein? Und nun, im tollsten, wohlgezielten feindlichen Granatfeuer, welch seltsames Bild! Einige Kommandorufe, mit schriller Stimme gerufen, ein wenig ein Einziehen des Kopfes, wenn gar zu dicht die Sendboten der russischen Schuschefs über uns hinwegsausen, — hier und dort wohl auch einiges Gefluche und Geschimpfe, wenn die Pferde gar zu unruhig werden, — aber sonst, ganz wie auf dem Exerzierplatze. In vollster Ordnung fährt alles ein, und in verschwindend kurzer Zeitspanne können wir uns unserer Angreifer erwehren.

Man muß es den Russen lassen: sie schießen, mit ihrer

Artillerie wenigstens, nicht schlecht. Sie fassen außerordentlich rasch ein Ziel auf und schießen sich kolossal schnell ein. Ruhe, die Haupteigenschaft des deutschen Artilleristen, die die unerläßliche Vorbedingung zum Erfolg ist, fehlt ihnen jedoch ziemlich.

Unsere Verluste waren ganz gering. Ein Volltreffer vernichtete zwei Menschenleben, außerdem gab es natürlich einige Verwundete.

Von Biwaks, Liebesgaben und anderen Dingen.

Im Oktober 1914.

Ich sitze im Augenblick drei Meter unter der Erde in einem fest eingedeckten Beobachtungsstand, der warm mit Stroh ausgepolstert ist und so einigermaßen Schutz gegen den russischen Wind und Regen gewährt. Der Schein eines Lichtstümpfchens, das „besorgt" — requiriert hieß das früher, — aus einem russisch-polnischen Bauernhäuschen wurde, zittert an der Bohlendecke hin und her. Die Kerze wird zusehends kleiner und kleiner; aber man wird genügsam in Kriegszeiten, und das blasse Licht dürfte gerade ausreichen, um diese Zeilen zu Papier zu bringen.

Wir haben wieder einmal reichlich Zeit und wollen die Gelegenheit benützen, einmal von anderen Dingen zu berichten als von Schlachtgetöse und russischen Spitzbübereien. Von Dingen, die in engstem Zusammenhang mit dem Kriege selbst stehen und keineswegs als unwichtiger angesehen werden dürfen. Hängt doch von ihnen in gewisser Beziehung das Wohl und Wehe der Soldaten ab. Da ist zunächst die Unterkunftsfrage. Der Soldat kann nicht wochenlang hintereinander marschieren und immer wieder marschieren; er kann auch nicht Wochen lang im Gefecht liegen, wenn er nicht hin und wieder einige Stunden wirklicher Ruhe genießen darf. Gewiß haben unsere Truppen im Osten und Westen fast Übermenschliches geleistet im Ertragen von Strapazen, im Erdulden von Mühen und Anstrengungen. Aber, wenn die deutschen Soldaten ver-

hältnismäßig nur geringe Ausfälle an Erkrankten und Erschöpften hatten, so ist dies nur darauf zurückzuführen, daß eben trotz aller Schwierigkeiten die Führer doch für Augenblicke der Ruhe und des Schlafes sorgten. Herzlich wenig Schlaf braucht ja im Notfall der Soldat; er lernt es, wie seine treuesten Begleiter, die Pferde, sogar im Stehen zu schlafen. Zur Ruhe ist ihm jedes Lager recht: der Chausseegraben, ein Strohschober, eine Ackerfurche. Gelingt es, eine Scheune ausfindig zu machen, und hat man das Glück, daß diese noch nicht von anderen Truppen besetzt ist, so dürften alle Wünsche bezüglich der nächtlichen Ruhe erfüllt sein. Das Schönste von allem ist natürlich das Aufsuchen eines Bauernhofes. Schnell werden die Fahrzeuge parkiert, die Pferde in die Ställe gebracht und dann betreten die Soldaten zumeist — die Küche, nicht ohne die unausgesprochene Frage auf den Lippen: wie wird das Quartier sein, wirst du auch gern gesehen werden? Es soll nämlich sogar unter unseren deutschen Landsleuten hier und da auch recht brummige Gesichter gegeben haben, wenn Einquartierung kam — ein Benehmen, mit dem in neunundneunzig von hundert Fällen in bewunderungswürdiger Weise unsere Soldaten schnell fertig wurden. Zum Glück handelt es sich nur um ganz unbedeutende Ausnahmen; meistens herrscht in wenigen Minuten nach der Ankunft das herzlichste Einvernehmen zwischen Quartiernehmer und Quartiergeber. Die Soldaten helfen, falls es der Dienst gestattet, im Haushalt mit und gewinnen sich so das Vertrauen der Hausfrau und der Kinder. Und wenn der Bauer gar am Abend auftischen läßt und noch eine aus Friedenszeiten hinübergerettete Zigarre aus der „besseren" Kiste verteilt, — dann läßt es sich selbst in Feindesland leben. Und manche Freundschaft wird schnell geschlossen; wenn es im Morgengrauen des nächsten Tages weitergeht, lugt hinter den verschlagenen

Scheiben manch frisches Mädelgesicht und winkt dem Reitersmann ein freundliches Lebewohl zu — —.

Unsere Felddienstordnung sagt ja mit vollem Recht, daß die schlechteste Unterkunft immer noch besser sei als jedes Biwak. Nur im äußersten Notfalle wird man daher eine Truppe biwakieren lassen, vor allem hier im Osten. Ein Biwak bei Sturm und Hagel ist keine reine Freude und dürfte mit manchem Rheuma in späteren Jahren bezahlt werden. Mit Strohschütten und Erdeindeckungen läßt sich schon ein solches Nachtquartier einigermaßen erträglich herrichten, aber oft fehlt es auch an diesen Dingen. Dann hilft weiter nichts, als die Zähne zusammenbeißen. Auch das Schimpfen ist gern gestattet und soll nach Aussage einiger „Fachleute" sogar vorzüglich erwärmen.

Die Verpflegung in den Biwaks liefern die Feldküchen. Unsere Truppen im Osten haben den Russen eine ganze Reihe von solchen friedsamen „Futterkanonen", wie sie der witzige Soldatenmund getauft hat, abgenommen. Immerhin sind einige Truppenkörper leider noch nicht im Besitze dieser fahrbaren Mittagsbrotfabriken und müssen sich auf den Kameradschaftskochapparat beschränken. Aber auch dieser liefert, nur auf etwas unbequemere Weise, vorzügliche Erbsen-, Linsen- und Reissuppe. Der Kompagnie- oder Batteriekoch ist zu gewissen Stunden eine der gesuchtesten Persönlichkeiten und waltet seines Amtes beim Suppe- und Fleischverteilen mit lobenswerter Unparteilichkeit. Daß manche natürlich gerade beim Fleisch einen allzu großen Knochen mit erwischen, du lieber Gott, das ist nicht zu ändern. Es gibt eben keine Gerechtigkeit . . . . .

Angenehme Abwechselung in das Feld- und Lagerleben bringen, wie es sich denken läßt, die Sendungen der Feldpost und die Liebesgaben. Ich habe bereits einmal der Feldpost hohes Lob für ihre mühevollen Leistungen ausgesprochen. Dieses Lob muß — leider — zurückge-

nommen werden. Ich habe bei zahlreichen Truppenteilen, vom gemeinen Mann bis hoch hinauf zu den Stabsoffizieren, eigentlich in den letzten Wochen nur allgemeine Klagen gehört. Es mag sein, daß aus militärischen Gründen zu gewissen Zeiten nach diesem oder jenem Orte die Weitersendung der Briefschaften nicht angängig war. Es soll auch zugestanden werden, daß, besonders zu Beginn des Krieges, die Schwierigkeiten ungeheuerliche waren, und daß auf der anderen Seite an manchen Orten, namentlich in großen Festungen, die Briefbestellung eine ungemein rasche war, aber daß noch heute die Übermittelung von Sendungen aus Mitteldeutschland nach dem Osten des Deutschen Reiches bei freien Bahnstrecken und genauer, vollständiger Adresse rund vier Wochen dauert, sollte eigentlich nicht vorkommen. Die Verhältnisse haben sich ja gottseidank recht schnell erheblich gebessert, eine Tatsache, die nicht nur von den Soldaten im Felde, sondern vor allem von den Lieben daheim mit Freuden begrüßt werden dürfte. Denn die Kaiserlich Deutsche Feldpost, deren grau angestrichene Automobile wir, als wir sie neulich zum ersten Male sahen, mit Frohlocken begrüßten, ist die Mittlerin aller Grüße und Gedanken, die aus Stadt und Land jetzt jede Sekunde bis in die Schützengräben und Batteriestellungen hinein gesandt werden: Deutschlands Jungens draußen im Feuer sollen wissen, daß das ganze Volk an sie denkt . . . .

Liebesgaben erfüllen im allgemeinen nur ihren Zweck, wenn sie ihre Empfänger wirklich erreichen. Es soll aber auch vorkommen, daß manche Sendung in die falschen Hände gerät. Was hier und dort nichts schaden mag, da eben alle Truppenteile im Augenblick vor allem wollener Unterkleidung bedürftig sind. Wenn ich an dieser Stelle namentlich für die Truppen im Osten eine Bitte einflechten möchte, so geschieht es aus dem Grunde, weil

ich russischen Regen und ostpreußische Kälte nun schon seit Wochen zur Genüge am eigenen Leibe gespürt habe. Gerade das Königreich und die Provinz Sachsen, sowie die thüringischen Staaten haben übrigens viele ihrer Söhne gerade auch im Osten im Felde stehen, und Liebesgaben aus der Heimat werden ja besonders gern angenommen werden. Daß sich in Strümpfe, Pulswärmer, Ohrenklappen usw. usw. nicht nur sehr viel Liebe hineinstricken läßt, sondern auch Schokolade, Bonbons, Zwirn und Nähnadeln, Knöpfe, Halstücher und ähnliche gute Sachen famos verpacken lassen, sei nur nebenbei erwähnt. Auch die Angabe der Adresse der gütigen Spenderin kann viel Freude bereiten, und Gott Amor „soll" ja auf seinem Posten aushalten, selbst dann, wenn Mars die Stunde regiert.

*

Es ist von berufener Seite in der Presse im Laufe dieser Kriegswochen schon wiederholt zum Ausdruck gebracht worden, daß besondere Anerkennung die Marschleistungen unserer Soldaten, in erster Linie natürlich die der Infanterie, verdienen. Auch fremdländische Offiziere, die neutralen Staaten angehören und unsere Truppen begleiten, haben mit ihrem Lobe hierüber nicht zurückgehalten. Man geht wohl nicht fehl, wenn man diese Feststellung als ein erfreuliches Ergebnis der in den letzten Jahren besonders zutage getretenen Betätigung in Sport- und Leibesübungen aller Art bucht. Der Sport hat sich in diesen Wochen, wie es ja hohe Offiziere schon oftmals im Frieden ausgesprochen haben, als ein Faktor bewiesen, dessen Wert gerade im Kriege besonders hoch einzuschätzen ist. Zähigkeit und Ausdauer — wer sie gelernt hat beim friedlichen Messen der Kräfte, wird sie jetzt, wo es um höhere Ziele geht, gut gebrauchen können. Richtiges Verteilen der Kräfte, rasches Erfassen der Lage in jedem Augenblick, Schnelligkeit und sichere Ruhe am richtigen Orte,

das alles und noch vieles andere haben die Leibesübungen ihren Jüngern mit auf den Weg gegeben. Unsere Truppen trotten nicht stumpf und still ihre Straße entlang, sondern sie sehen nach den Kilometersteinen und berechnen sich das noch zu bewältigende Marschquantum ganz allein. Und ist die Müdigkeit auch noch so groß, „— was, nur noch fünf Kilometer? Die machen wir in so und so viel Minuten glatt aus der la main."

Es besteht kein Zweifel: den Leibesübungen werden nach dem Kriege alle, die es angeht, eine erhöhte Aufmerksamkeit, namentlich bei der Erziehung der schulentlassenen Jugend, zuwenden. Dann wird Deutschland auch weiterhin das starke, mächtige Volk in seinen Grenzen wohnen haben, dessen beste Söhne jetzt die deutsche Landesmark von russischen Spitzbuben gesäubert und vor frechen Eindringlingen im Westen beschirmt haben.

Aus unserem Winterlager im Osten.

Im November 1914.

Graue Nebelschwaden ziehen uns zu Häupten über die immer noch verwaisten Fluren des ostpreußischen Grenzlandes und künden uns Schnee, dessen dichte Hülle den ewigen Schlaf so vieler Kameraden, die für das Vaterland fielen, bergen wird bis zum Frühjahr. Wir haben genug des Regens und des Sturmes gekostet und richten uns jetzt für den Winter ein, der hoffentlich endlich einmal trockenes Wetter bringen wird. Gegen die Kälte wollen wir uns schon schützen, vor allem mit Hilfe der wollenen Spenden, die jetzt von den Lieben daheim in so großer Zahl abgesandt werden, und die — jetzt endlich — auch wirklich eintreffen. An kernigem Holz zum Feueranzünden fehlt es in Ostpreußen ja nicht, es wird schon auszuhalten sein.

Unsere Truppen haben sich wieder einmal „eingebuddelt". Längs eines Flüßchens, das unten im Tal geschwätzig dahinfließt, sind unsere Stellungen ausgebaut, in denen unsere Geschütze des Augenblicks harren, um zum so und so vielten Male Väterchens Heldenschar mit erzenen Grüßen zu bedenken. Im Vordergrunde eingebettet liegen die Schützengräben, in denen Tag und Nacht unsere tapferen Feldgrauen die Wacht gegen Osten halten. Kaum erkennbar sind diese Straßen der unterirdischen Soldatenstadt; sie schmiegen sich an jede Erdwelle an und gewähren ihren Bewohnern in festen Unterständen Schutz gegen feindliches

Granat- oder Schrappnellfeuer. Die Besetzung der Gräben und Artilleriestellungen erfolgt mit Ablösung, so daß nunmehr nach langen Wochen angestrengtester kriegerischer Tätigkeit Offiziere und Mannschaften endlich einmal dazu kommen, für einige Stunden wohlverdienter Ruhe zu pflegen und Körper und Haut einer gründlichen „Reinigung" zu unterziehen.

Man wird genügsam in Kriegszeiten. Hinter der Front liegende Scheunen und Dorfhäuser bieten willkommenes Quartier, während ein „hoher" Stab sich den Gutshof sichert und für schleunige drahtliche Verbindung aller Abteilungen mit sich und untereinander Sorge trägt. Die Bewohner sind — wie es leider nur allzuoft im Verlaufe dieses Krieges in Ostpreußen geschehen ist — übereilt geflohen; man quartiert sich daher allein ein, und bald brodelt in den Töpfen die Erbssuppe und in der Pfanne, soweit solche aufzutreiben sind, ein Kriegshuhn. An Geflügel bietet ja Ostpreußen den allezeit hungrigen Magen unserer „Soldatchen", wie wir hier im ehemals so gemütlichen Land genannt wurden, eine Überfülle dar; fast täglich weist unser Küchenzettel jetzt Gänse, Enten, Hühner usw. in geschmorten und gebratenem Zustande auf, so daß wir oft nach einfachen Gemüse, vor allem nach einfacher, kräftiger Suppe lechzen.

Hinter uns bringen in langen Reihen die Kolonnen Munition, Ersatzgerät und Lebensmittel heran. Der Frontsoldat ist nur allzu leicht geneigt, auf die Herrschaften von der „Kolonne Prrr" etwas verächtlich herabzuschauen. „Die haben es gut hinter der Front," denkt so mancher, dem bei der Kälte das Gewehr aus der Hand zu sinken droht. Unser zwar schimpfender, aber doch tapferer Vaterlandsverteidiger bedenkt nur nicht, daß gerade die Kolonnen in der Mehrzahl ihrer Kriegstage Anstrengungen der schlimmsten Art zu erdulden haben. Ostpreußische und russische Wege — so mancher Reitersmann und so mancher

Fahrer vom Bock wird euch sein Leben lang nicht vergessen. Welch prächtige Freude ist es, Trab zu reiten, wenn der Schlamm bis zum Bügel reicht, wenn die Räder im nassen Erdreich versinken! Wenn dann noch bei Dunkelheit die Deichsel bricht oder die Radbuchse plötzlich verloren gegangen ist, dann dürfte das Maß der Freuden wohl bis an den Rand gefüllt sein. Wer möchte dann mit dem Führer und den Mannschaften der Kolonne tauschen? Wie oft haben sie nächtlicherweile auf der Straße gestanden und den kommenden Tag fröstelnd erwartet, wie oft feindliches Feuer erhalten! Also auch zu Haus, bitte ein wenig mehr Verständnis und Anerkennung für unsere Kolonnen.

Abends versammeln wir uns, soweit es der Dienst gestattet, um die freundliche Petroleumlampe, die leider nur allzubald von dicken Kerzen abgelöst wird, da das Erdöl hier sehr schnell ein sehr rarer Artikel geworden ist. Ostpreußischer Maitrank, jenes Getränk aus sehr viel Rum und sehr wenig Wasser, steht auf dem Tisch und schafft den Durstenden und Erfrorenen Labsal und Erquickung. Der Rauch von Kriegszigarren kringelt sich an der Decke und hüllt bald das Zimmer in jenen bläulichen Dunst ein, in dem es sich besonders gut träumen läßt. Und wir lehnen uns in den jetzt so ungewohnten Klubsessel des Herrenzimmers, das sonst wohl nur im Krieg im Frieden den blauen und grauen Rock sah, zurück und denken an die Lieben und Freunde daheim. Eines „rauhen" Kriegers Hand gleitet über die Tasten des Klaviers, auf dem wohl noch vor kurzem vom Töchterlein des Hauses eine Schubert-Melodie erklang. Ein flotter Marsch „Alte Kameraden" wird abgelöst vom „Heil dem Lazarettgehilfen Neumann", dem allerlei lustige Sachen und Erinnerungen an kreuzfidele Kindesstunden folgen. Aber die Stimmung wird bald ernster. Ein zweiter des Klavierspiels Kundiger spielt das Niederländische Dankgebet und leitet zu weihnachtlichen Klängen über. Man

schließt die Augen und denkt an zu Haus . . . . . , bis plötzlich die rauhe Wirklichkeit ihre Rechte fordert.

Eine Telephonklingel ertönt, und einige Augenblicke später ruft uns der Befehlsempfänger in die Nacht hinaus.

Dumpf dröhnen die Schüsse der schweren Artillerie und im Dunkel blitzen grell und kurz die Mündungsfeuer der Kanonen auf. Heftig antwortet der Russe jenseits des Waldes, es wird harte Arbeit geben heute nacht. Aber die Weihnachtsstimmung, aus der wir soeben gerissen wurden, klingt noch nach und mitten im Geschützdonner denken wir an das Wort:

„Es muß doch Friede werden . . . . ."

Was wir uns in den Erdhöhlen erzählen ....

Im Dezember 1914.

Pferdegetrappel und Knacken der Äste reißt uns hinweg von dem Scherenfernrohr, durch das wir stundenlang mit und ohne Erfolg versucht haben, russische Batterien im Gelände zu entdecken. Jetzt blicken wir von dem haushohen Beobachtungsstand, der zwischen zwei gen Himmel ragenden Fichten eingebaut ist und trotz der Feste der benutzten Balken beim leisesten Windhauch bedenklich schwankt, hinab in den Wald. Bleigraue Schatten, die Vorboten der Abenddämmerung weben bereits um die Wipfel einen zarten Schleier. Das russische Feuer ist schwächer und schwächer geworden, um schließlich ganz einzuschlafen. Wir senden als „Abendgruß" noch einige Salven über den Fluß, die drüben in den dichten Wäldern der Niederung ein tausendfältiges Echo wecken. Dann schweigen auch unsere Batterien. Emsig reinigen, wie im Frieden, die Mannschaften die Geschütze, um deren ehernen Mund bereit zu halten zu neuen ernsten und gewichtigen Worten.

„Halloh, halloh!"

Wir haben die Reiter bereits entdeckt, die uns jetzt freudig zunicken. Es ist unsere Ablösung, sicherlich, wie es sich denken läßt, sehnsüchtig erwartet. Es ist ja auf einem solchen Stand bei Liebesgaben-Zigaretten, eingehüllt in den Ölmantel, ganz leidlich auszuhalten. Aber schließlich meldet sich doch der Magen und fordert das, was Soldaten stets gebrauchen können: Futter.

Auf der „Himmelsleiter", deren Stufen natürlich noch schlüpfriger und gefährlicher als am Morgen sind, wird vorsichtig herabgeklettert. Schon sind die Kameraden bereit, in nächtlicher Weile zwischen den Zweigen dort oben auszuharren. Wir schütteln uns die Hände und wünschen uns alles Gute. Dann hinauf auf die Pferde, die, von den Meldereitern pünktlich herangebracht, in Vorahnung künftiger Haferrationen ungeduldig mit den Füßen scharren. Noch ein „Also Heil und Sieg" und in schlankem Trab reiten wir, trotz des grundlosen Bodens auf verschwiegenem Waldpfad unserer Wohnung zu.

Der einsame Wanderer, der etwa auf den, nun gerade herausgesagt, blödsinnigen Gedanken käme, nachts hier im moorigen Dickicht herumzustreifen bei tiefster Dunkelheit, würde mit Recht erschrecken, wenn er plötzlich vor unserer Behausung stände. In Manneshöhe würde ihm auf einmal ein grelles, rotes Licht entgegenleuchten, seinen Blick blenden und Kindererinnerungen an Irrwische und Nixentänze wachrufen. Erst bei näherer Betrachtung, mit Hilfe der allen Kriegern so unentbehrlich gewordenen elektrischen Taschenlampe, könnte er feststellen, daß er sich vor einem Blockhaus befindet. Aber bitte sehr, Blockhaus? Unsere Waldvilla ist es, aus deren einzigem Fenster das Licht einer kleinen Lampe mit rotem Schirm, kunstgerecht aus gefärbtem Butterbrotpapier gefertigt, leuchtet, unser „Haus zum Großen Brummer". Das Licht scheint natürlich feindabwärts, denn im Bereich feindlicher Granaten ist äußerste Vorsicht geboten. Wir knipsen unsere Lampen an, steigen vom Gaul und sind im nächsten Augenblick im — Empfangssalon. Fünfzöllige Nägel in den Balken der Wand dienen zum Aufhängen der nassen Mäntel und Röcke. Ein großer alter Teppich, seit Wochen auf einem unserer Wagen mitgeführt, trennt nach morgenländischer Art den dunklen Vorraum vom Hauptzimmer, das Wohn-, Schlaf- und

Speiseraum zugleich darstellt. Fünf Stufen, mit Holz bekleidet, führen in den Salon hinab. Den Besucher empfängt sofort mollige Wärme, erzeugt in einem eisernen Ofen, dessen langes Rohr durch die Decke führt. Hier wird der Rauch dann in einzelnen kleineren Röhren zerteilt; es wird so vermieden, daß auch die kleinste Rauchwolke oberhalb der Bäume erscheint, die dem Feind unseren Wohnort natürlich sofort verraten würde. In der Mitte des Raumes befindet sich, auf vier Pfählen in die Erde gerammt, der Tisch, das wichtigste Möbelstück des ganzen Hauses. Ein großes Stück Wachstuch ist darauf genagelt worden und ersetzt ebenso zweckmäßig wie einfach ein weißes Tischtuch. Die Wände sind sorgsam mit Querlatten verkleidet, während eine dicke Schicht Stroh und Moosstücke zwischen Innenwand und Außenpfählen das Eindringen von Nässe und Kälte verhindert. Zimmerschmuck ist überreich vorhanden. Die Bilder Kaiser Wilhelms und Kaiser Franz Josefs prangen, in frisches Tannengrün gehüllt, an der Wand. Allerlei Ausschnitte aus illustrierten Zeitschriften und Tageszeitungen ersetzen eine Tapete, sogar ein Spiegel, allerdings mit riesigem Sprung, ist vorhanden. In der Ecke, auf einem abgesägten Baumstamm, steht ein Grammophon, das wir einem verlassenen Hause entnahmen. Platten und Stifte wurden uns von Freundeshand ins Feld nachgesandt und nun singt und schnarrt es aus dem Kasten zu jeder Tages- und Nachtstunde.

Auf dem Öfchen in der anderen Ecke brodelt das heiße Wasser im Topf, das uns zur Bereitung des „ostpreußischen Laitrankes" und anderer köstlicher Getränke mit ähnlicher Zusammensetzung dient. Allzeit hilfsbereite Fernsprecher, deren Gerät in einem ebenfalls wohlgewärmten Nebenraum aufbewahrt wird, tragen jetzt allerlei nette Sachen aus der „Freßkiste" für die Hungrigen auf. Die Liebes-

gaben aus der Heimat gehören ja wohl sämtlich allen und alle nehmen an den seltenen Genüssen teil, die unter Umständen ein zarter Lachsschinken und eine prächtige Straßburger Gänseleberpastete zu bieten vermögen. Vorher gibt es eine kräftige Erbsensuppe oder dergleichen mit frischem Fleisch gekocht, eine ganz famose Sache, um die uns die armen Hascherln drüben in den Schützengräben, Väterchens Soldateska aus der Mongolei und Tartarei, wohl beneiden dürften. Dann wird ein der vielen Liebesgabenzigarren aus der „besseren Kiste" angezündet und auf später Kommende gewartet. Zu guten Stunde kommt jetzt wohl auch einer der Verbindungsleute durch das Unterholz gekrochen und meldet sich mit einem Sack Post, der gegen Mittag vom Feldpostamt abgeholt worden ist.

„Donnerwetter, Donnerwetter, der G. hat wieder 1 Feldpostbriefe mehr als alle anderen zusammen erhalten," rufen neidisch die Kameraden und fügen schmunzelnd wohl hinzu:

„Wer weiß, wer alle die Sachen und Sächelchen so nett und so sorgsam verpackt hat!"

Und der dicke Grobian in der Ecke, dem man trotz alle Bosheiten nicht böse sein kann, wippt sich im Schaukelstuhl hin und her und stichelt:

„Fragt doch lieber gleich, wie heißt sie denn?" —

Und abends ist, bis auf die letzte Nachtablösung, die ganze Korona versammelt. Für alle reichen die Stühle allerdings nicht aus; mittels Behelfsmaterial, von allen Orten zusammengeschleppt, sind Bänke geschaffen worden. Und auf diesen sitzen wir, stecken die Beine in die Gegend und plauschen.

Natürlich zuerst vom Krieg. Von Russen, Franzosen den schwarzen und braunen Hilfsvölkern und den Erlebnissen der Kameraden im Westen. Vom Kampfe unserer

braven blauen Jungens und ihren Heldenfahrten auf allen Meeren. Von Hindenburgs Siegesſang, ſo leicht, ſo ſicher, ſo ſelbſtverſtändlich. Und dann ſprechen wir vom Engländer. Wir ballen die Fäuſte und unſere Wangen werden heiß. Flüche ſenden wir aus unſerem Waldblockhaus hinein in den dunklen Wald. — Herrgott ich glaube, die drüben an Albions Küſte müſſen ſie hören. Und dem griesgrämigen Miſter Grey werden die Ohren klingen . . . . . .

Irgend wer hat das Grammophon aufgezogen. Der Kaſten ſchnarrt und bald klingt die Melodie, die für unſere Stimmung paßt: „Friedericus rex, unſer König und Herr, der rief ſeine Soldaten alleſamt ins Gewehr.“ Man ſchelte mir nicht das Grammophon. Es hilft in tauſenden von Blockhausquartieren, Batterieſtellungen und Schützengräben jetzt über ſo manche wehe Stunde hinweg. Und beim Hohenfriedberger Marſch pfeifen wir luſtig mit, während nach dem Radetzky-Marſch den treuen Bundesgenoſſen zu Ehren drei kräftige Hurras ertönen. Dicker iſt der Rauch im Zimmer geworden. Der Ofen ſchwält, der Qualm der Lampe beizt die Augen. Aber was wollen ſolche geringfügige Mißſtände bei uns beſagen! Wir ſind ſo glücklich, ein Feuer und ein Licht zu haben. Leiſe ſummen wir: „Doch bei der Lampe hellem Schein, ſitzt ſie daheim im Kämmerlein“. Und weit über das Land, die Stätte ſo vieler blutiger Kämpfe, hinweg fliegen unſere Blicke zur Heimat. Da ſehen wir die Unſeren zu Haus ſitzen und ſich ſorgen. Wir ſehen das Vaterhaus und Vater und Mutter, die den Sohn hinausgeſchickt haben zum Kampf fürs Vaterland. Und ganz ſtill im Raume wird es, wenn wir zu unſeren Lieben ſprechen: Seid tapfer, ſorget Euch nicht! Uns allen geht es gut draußen im Feld. Seid ſtolz auf uns, die wir die Heimat und Euch alle verteidigen gegen ruchloſen Überfall einer Welt von Feinden! — Draußen hören wir plötzlich von neuem das Geſchützfeuer des Feindes,

dumpf und grollend. Wir sind nur einen Augenblick aus unseren Sinnen gerissen. Wir wissen, unsere Kameraden sind auf Posten. Und bald antworteten unsere „schweren", daß dem Feind schnell der Atem ausgeht und seine Kanonen schweigen. Der letzte Schluck aus dem Teeglas. Wir sind herzlich müde geworden und das wohlausgestattete Strohlager lockt mächtig. Aber vor dem Gute Nachtsagen singen wir noch fest und ruhig das wunderbare altniederländische Dankgebet: Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten. Als wir das Fenster öffnen, um noch einmal in unser Schlafgemach frische Waldesluft hineinzulassen, hören wir, wie der Posten draußen für sich die Strophe wiederholt.

Ob wohl ein russischer Soldat nächtens ein solches Lied zu singen vermag?

Unruhige Stunden zur Nacht.

Im Januar 1915.

Pink — — Pänk — — —

Unser liebes Gegenüber hat sicher in der letzten Nacht sehr schlecht geschlafen. Den ganzen Tag gab er aus verschiedenen Batterien Beunruhigungssalven auf unsere Stellung ab und verschwendete dabei in höchst dankenswerter Weise seine Munition, ohne auch nur die geringste Wirkung zu erzielen. Gegen Abend, als sich leise die grauen Schatten über die beschneiten Felder und Wälder senkten, wurde es stiller. Nur ab und zu blitzt ganz schwach im Osten noch ein Mündungsfeuer auf, dem bald ein Knall folgt. Der Russe bedeckt irgendwo niederträchtig einen Wald, in dem er unsere Artillerie und Infanterie vermutet. Zum Glück ist das Ergebnis seiner Erkundungen ein vollständig falsches. In dem Walde steckt sicherlich gar nichts; es müßte denn eine Rehfamilie sein oder eine Fasanenschar. Neulich fanden unsere braven Landsturmleute, die zur Ablösungszeit sich durch den Wald zum Schützengraben heranpirschten, solch ein Rehlein, das am Vorderlauf von einem Granatsplitter getroffen worden war und mühselig mit seinen starren Augen daherhumpelte. Die Wehrmänner erbarmten sich des Tieres, das als Neujahrsbraten bald den Tisch der Landstürmer zierte.

Der Nachtwind hat sich aufgemacht und schaukelt die Wipfel der hohen Tannen hin und her. Wir schaukeln auf unserem Beobachtungsstand, der in die obersten Zweige eingebaut ist, natürlich mit; bald tauchen wir in das Waldesdunkel unter, bald schweben wir über dem grünen Meer. Unter uns liegt, fast bombensicher, der Stand der Fernsprecher. Aus den Fugen der Tür der Erdhöhle, selbstverständlich

wohlgedeckt gegen Sicht nach vorn, schimmert Kerzenlicht und dringt zugleich der dicke Qualm der Weihnachtszigarren und Liebeszigaretten, die hier in emsigem Bemühen „mit Ablösung" verdrückt werden. Irgendwo spielt eine Ziehharmonika, und die zittrigen Töne sind weithin vernehmbar. Noch stehen die Weihnachtslieder auf dem ungedruckten Konzertprogramm, doch bald werden sie abgelöst vom alten Soldatenlied: Steh ich in finstrer Mitternacht . . . . .

Pink — — Pänk — — —

Ich habe mich über die Brüstung des Hochstandes gebeugt und spähe nach unten. Da geht es wieder los:

Pink — — Pänk, Pink — — Pänk — — —

Nun bricht plötzlich die Musik ab, und ein in dicke Tücher eingehülltes Gesicht lugt aus der Tür des Fernsprechraumes hervor. Kaum die Nase ist sichtbar. Nach einem Weilchen folgt der Körper, der zu dem Gesicht und der Nase gehört, nach, und vorsichtig schiebt sich die vermummte Gestalt den Verbindungsgraben entlang. Oben, an der Ecke unserer „Schönen Aussicht", macht sie Halt, blickt nach rechts und links, und schließlich nach den Sternen. Und als plötzlich wiederum die russischen Gewehrkugeln durch die Bäume zischen, daß prasselnd die Zweige und Äste zu Boden stürzen, entrinnen dem Gehege der Zähne die bedeutsamen Worte:

„Himmelherrgottnochmal! Die Brüder lassen einem nicht einmal in der Nacht Ruhe. Das ist zum — Scheibenschießen!"

Oben, auf dem Turm, sage ich zu meinem Hilfsbeobachter: „Sieh da, der Herr Stabsarzt. Er verbringt wieder die Nacht in der vordersten Linie und schimpft auf die Russen. Das Schimpfen kann er doch am besten von uns allen."

Und jetzt merke ich an den heftigen Schwankungen des Beobachtungsstandes, daß ein neuer Gast die steile Stiege

zu uns heraufklettert, Aha, der Herr Stabsarzt will uns beehren. Nun gut, für eine Belastung von drei Personen hat damals der Unteroffizier, der im bürgerlichen Leben Baumeister ist, und als solcher den Auftrag erhielt, unsere Beobachtungsstände zu bauen, garantiert. Also los, Herr Stabsarzt, seien Sie uns willkommen. Etliches Übergewicht, das Sie mitbringen, wird uns wohl nicht gleich samt Turm aus zweiundzwanzig Meter Höhe zur Erde befördern.

Ein Weilchen später steht prustend und schnaufend der Medizinmann bei uns oben. Kaum ist er wieder zu erkennen. Über den feldgrauen Mantel hat er einen der wunderbaren Schafpelze, die kürzlich zur Verteilung an die Truppen gelangten, gezogen. Ein Woylach bedeckt außerdem seine breiten Schultern, so daß er sich also immerhin in einiger Entfernung von der Kälte befindet. Jetzt klopft er wohlwollend die beiden Beobachtungsposten auf die Schulter und sagt: „Na, Kinderchens, was gibt es Neues?“ Und als wir ihm die Gefechtslage ausführlich erklären, ihn auch einmal durch unser Scherenfernrohr haben blicken lassen, greift er vielversprechend in seinen linken Busen. Wir kennen den Griff — welcher Stabsarzt trüge nicht in der linken Brusttasche ein geheimnisvolles Fläschchen? „Es ist nur gegen die Cholera,“ sagt jener schmunzelnd, und lachend trinken wir „ganz gehorsamst“ auf sein Wohl.

Pink — — Pänk — — sagen unten wieder die russischen Kugeln. Aber es kümmert sich keiner groß darum. Laßt sie doch knallen! Nur dort unten links, wo sich der deutsche Schützengraben entlangzieht und getreu den eigensinnigen Windungen des Flüßchens folgt, hat sich anscheinend ein forscher Kriegsfreiwilliger etwas zu weit aus der Deckung herausgewagt. Denn eine derbe Stimme, — es kann nur die Stimme eines Feldwebels sein — tönt: „Hein, Hein, wenn dich nich der Düwel schon selbst holt, dann hole ich

dich, min Jung, wieder herunter." Und trotz aller Barschheit und Grobheit, klingt doch ein wenig Stolz auf die „Jungens" von der Waterkant in seiner hanseatischen Landsturmkompagnie aus den Worten. —

Oben haben wir es uns auf der Beobachtungsbank bequem gemacht. Die Nacht ist trotz des Windes ziemlich mild; in unseren festen Verpackungen ist es schon auszuhalten. Die Sterne blitzen am Himmel auf und plötzlich lugt auch die Mondsichel durch die jagenden Wolken. Wir blicken gen Osten und sehen auf kürzere und längere Augenblicke die ostpreußische Grenzlandschaft wundersam vor uns liegen. Hügelkette reiht sich an Hügelkette, dunkle Wälder stehen schwermütig in der Landschaft, hier und dort blinkt die halb mit Eis bedeckte Fläche eines Sees als glitzernder Spiegel auf. Stumm und schweigend ruht Wald und Feld, — als ahnten sie nicht, daß hier zwischen den Seen die Stätte so manchen heftigen Kampfes gewesen ist und — wer weiß wann — vielleicht noch sein wird. Und unsere Gedanken fliegen weit zurück über Berg und Tal, in die Heimat, zu den Lieben. Wir denken daran, wie so unendlich viel Liebeszeichen in den letzten Wochen zu den Schützengräben und Batteriestellungen gedrungen sind, wie glücklich und froh wir draußen im Feld die heilige Nacht feiern konnten, räumlich getrennt von unseren Angehörigen und Freunden, aber doch mit ihnen zusammen. Und gern hören wir zu: als der Stabsarzt in seiner kurzen Art zu erzählen beginnt:

„Sehen Sie, es war ja ganz nett, bei den Lichtern unseres kleinen Tannenbäumchens in unserer Erdvilla, genannt „die dicke Berta", zusammenzusitzen mit lieben Freunden und an die Seinen zu denken. Und dann vor dem Himmelbett mit Stroheinlage noch einmal die Gaben zu streicheln, die Frau und Kind oder Vater und Mütterchen uns hierher gesandt hatten. Oder gar dann in der Neu-

jahrswoche sich als Gärtner zu betätigen und die Maiblümchen mit Wurzel, die die lange Reise famos überstanden hatten, in gewärmte Erde — als Blumentopf benutzte ich eine entleerte Konservenbüchse — einzupflanzen. Aber das schönste Weihnachten konnte ich einen Tag später doch mit meinen Kranken feiern. In dem kleinen Zimmer des alten Schlosses, wo die armen Kerle höllisch einfach zwar, aber doch hübsch mollig und bequem untergebracht waren, brannten drei große Tannenbäume, und heller Freudenschimmer lag auf allen Gesichtern. Jedem der Kranken war ein kleines Geschenktischchen bereitet worden, und alle Kameraden aus den Batterien hatten freudig und gern gespendet. Auch viele Zeitungen und Zeitschriften konnte ich verteilen, von allen gern gesehen. Und schließlich gab es die Weihnachtspost, die in den letzten beiden Tagen für die Insassen der Revierstube besonders aufgespart worden war. Keiner war darunter, der nicht wenigstens einen Brief oder eine Postkarte von zu Hause bekommen hatte . . . ."

Sssssssst — — — Sssssssst!

„Hallo! Was war das? Wer feuert?"

Der Stabsarzt hatte seine Worte plötzlich unterbrochen. Dicht über unsere Köpfe sausten zwei feindliche Geschosse, die nicht allzuweit entfernt, mitten im Wald, mit lautem Knall aufschlugen. Das Dickicht war einen Augenblick von einem grellen Lichtschein umgeben. Und auf einmal blitzte es am Horizont ringsum auf. Überall Mündungsfeuer. Einige Augenblicke später wiederum: Sssssst — — Bautz! — — Sssssst — — Bautz! — Und nun war es, als ob hinter dem Walde plötzlich Riesen in ungeheurer Zahl auferständen, die in jeder Sekunde ein neues Geschoß aus der mächtigen Faust gegen uns schleuderten. Zuckende Blitze überall, ein Meer der Flammen, und dann tiefschwarzes Dunkel.

Da auf einmal, unten im Fernsprechraum, das quäkende Geräusch unseres Anrufs. Trotz des Getöses umher hören wir die Frage deutlich am Fernsprecher wiederholen:

„Beobachtungsstelle 1 meldet feindliche Batterien an der Waldecke von . . . bis zum Ausbau von . . . Haben Sie etwas erkannt?"

Unser Hilfsbeobachter ist den Turm herabgeklettert. „Auch wir erkennen Batterien an dieser Waldecke, Ausdehnung etwa 400 Meter."

„Gut, dann schießen wir!" ist die Antwort.

Und einen kurzen Augenblick später senden auch unsere Feuerschlünde ihre Granaten über das Tal hinweg auf das jenseitige Ufer. Wir erkennen den Aufschlag jedes einzelnen Geschosses und geben unsere Beobachtungen telephonisch dem Batterieführer. Die Schüsse liegen gut. Erst weit, dann kurz, und schließlich mitten im Ziel. Dem Feuerüberfall der Russen begegnen wir mit einem ruhigen und wohlüberlegten Feuer. Die Russen verschwenden ungeheure Mengen von Munition, zum allergrößten Teil, ohne auch nur die geringste Wirkung zu haben. Sie streuen den Wald und das ganze offene Gelände, ohne ein festes Ziel erkannt zu haben, ab; nur ein Zufalltreffer von ihnen bringt uns einige Verwundete und hin und wieder leider auch einige Tote. Ruhig und sicher werden die Kommandos durch den Fernsprecher gegeben, ruhig und sicher geben die Fernsprech-Vermittlungsstellen die Befehle weiter, ruhig und sicher arbeiten auch die Bedienungsmannschaften an den Geschützen. Mit uns im Verein funken mehrere andere Batterien schweren und leichten Kalibers. In das helle Gepfeife und Gezische der russischen Granaten mischt sich der tiefe Baß unserer Haubitzen. Und Gott sei Dank, unsere Geschütze gewinnen die Oberhand. Drüben verstummt eins nach dem andern. Wir senden als Abschiedsgruß dem geschlagenen Feind noch einige Salven hinüber, dann herrscht auch bei uns wieder Ruhe und Frieden.

Der Stabsarzt hat wacker bei uns oben auf den schwankenden Brettern ausgehalten. Nur, wenn die Schlachtenmusik ein Bissel gar zu arg wurde, schimpfte er ein wenig auf die russischen „Spitzbuben". Als Arzt bekam er in dieser Nacht nichts zu tun. Nur als er langsam und behäbig den Turm wieder herabgeklettert war und an dem zweiten Infanterie-Schützengraben vorbei kam, mußte er helfen. „Herr Stabsarzt, Herr Stabsarzt, bitte!" rief eine tiefe Stimme. „Ist jemand tot?" frug jener. „Nee, mein Lieber," antwortete da der dicke Oberleutnant, seines Zeichens ein Professor der Literaturgeschichte an einer deutschen Universität, „aber wir brauchen nach dieser Nacht der Unruhe dringend einen Kognak."

„Sie sollen ihn auch haben, und zwar den letzten," antwortet lachend unser Freund.

Er war überhaupt gut aufgelegt, unser guter Doktor beim Stabe. Als wir quer über die Schollen der „Wohnung" zuschritten, kamen wir an unserer Batterie vorbei. Alles lag in tiefstem Schlaf, nur die Posten lugten aus. Da hub unser Stabsarzt an zu dichten. Und mit komischem Pathos deklamierte er unter brausendem Gelächter von unserer Seite:

Im ganzen Vorgelände
Ist Ruh,
In den Batterien
Siehst Du
Weder Mann noch Maus.
Die Richtkreise ruhen
Verpackt in der Ecke,
Die Kanoniere liegen
Und schlafen aus . . . . .
In ihrem Verstecke.

Friedsame Reise hinter der Front.

Ende Januar 1915.

Das Auto rast im Sechziger-Tempo durch die weißen Lande. Eng und schmal ist der Feldweg, holprig und zerfahren. Hin und wieder kommt uns ein Bauerngefährt entgegen, bespannt mit Kosakenpferdchen oder jenen struppigen Halbblütern, die einst selbst vor den sachkundigen Augen der königlich preußischen Pferde-Ausmusterungs-Kommission keine Gnade fanden. Die ehemaligen Stallgefährten der Rößlein müssen sich ihren Hafer wohl schon lange, lange Monate hindurch schwer verdienen; sie ziehen unsere Kanonen auf Warschau und schleppen unermüdlich und treu Mann und Wagen die Kreuz und die Quer durch Polens unwirtliche Gefilde . . . . Wenn uns eine längere Kolonne, die den Truppen neue Portionen und Rationen an die Front bringt, begegnet, muß unser braves Benzinroß auf den Acker hinauf und nach einer Weile auf die „Straße" wieder herunter. Straßengraben und Ackerfurchen „nimmt" der Achtzigpferdige mit einer Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit, als hätte er es zeitlebens getan. Auch damals schon, als am Steuerrad noch ein betreßter Lenker saß, um die gnädige Frau über den Asphalt zu den lichterfunkelnden Schaufenstern des Modehauses zu fahren.

Ich war vor zwei Jahren Teilnehmer der internationalen Automobilalpenfahrt, die der kaiserlich königliche österreichische Automobilklub in den Bergen seiner Heimat ver-

anstaltete. Ich schrieb damals von einer „Prüfung auf Herz und Nieren", der die Wagen österreichischer, englischer, ungarischer und deutscher Herstellung sich unterziehen mußten, und ich pries die Güte der Erzeugnisse der einzelnen Firmen, die allen Hindernissen zum Trotz strafpunktfrei über die Strecke kamen. Aber was wollen im Ernst die tückischen Wasserrasten des Jaufen und Brenner und eines der Dolomitenpässe besagen gegen ostpreußische Ackerfurchen und Ackerlöcher! Das Eis knirscht und splittert unter unseren Pneus, der Schnee spritzt zur Seite, wir fliegen zeitweilig mit gewaltigem Humsti-Bumsti in die Höhe, so daß unsere Helmspitzen und Helmkugeln in Gefahr geraten, oben an der Decke zerschmettert oder wenigstens zerbeult zu werden, der ganze Wagen ächzt und stöhnt bei der wilden Jagd über Stock und Stein — aber, was die Hauptsache ist, die Federn halten aus. „Bravo, Bravissimo" sagen wir, als wir an unserem Ziele angelangt sind und dem Wagen entsteigen, „bravo, verehrtes Benzinroß, du hast deine Sache famos gemacht und verdienst eigentlich ebenso wie der, der einst dich erbaute, eine Kriegsauszeichnung . . ."

Als Soldat sind wir „natürlich" zu früh angekommen. In dem Haltepunkt der Kleinbahn warten zwar schon einige zwanzig Personen, um mit dem Zuge da und dorthin befördert zu werden; aber als wir uns beim Stationsvorsteher nach der Abfahrtszeit des Zuges erkundigen, sagt dieser:

„Sie haben noch fast zwei Stunden Zeit. Wir halten schon wieder den gewöhnlichen Fahrplan inne."

Und auf meine unausgesprochene Frage fährt er fort: „Jawohl, die Bahn rentiert sich jetzt famos. Fast besser als in Friedenszeiten. Tja, wenn das die Russen wüßten . ."

Drüben über dem dunkeln Tannenwald, der sich weit hin nach Osten zieht, um schließlich in einer tiefen Senke zu

verschwinden, erscheinen auf einmal weiße Wölkchen. Russische Schrappnells sind es, deren Gefauche beim Fluche und deren Knall beim Zerplatzen bis zu uns herüberdringt. Ein altes Mütterchen, das tief in allerlei Tücher eingemummelt ist, fährt erschreckt zusammen, während die übrigen zur Ecke des kleinen Stationsgebäudes laufen, um von dort das „Schützenfest" besser besichtigen zu können. „Viel Lärm um nichts," sagt trocken mein Auto-Reisegefährte und klopft sich den Schnee von den Stiefeln. „Es hilft nichts, wir müssen bis zur Abfahrt des Zuges die Zeit totschlagen."

Die Zeit totschlagen, das heißt auch schon in Friedenszeiten ein Gasthaus aufsuchen. Nur ist es da wohl nichts Besonderes; für uns aber, die wir wochenlang nicht aus den Schützengräben und Batteriestellungen herausgekommen sind, bedeutet es immerhin ein Ereignis, Wir schlendern die Straße entlang und durchqueren den Ort, der einst, als die Russen diese Provinz vergewaltigten, das Glück hatte, nicht allzusehr der Räuber — Soldateska des Zaren — zum Opfer zu fallen. Links und rechts am Eingang des Dorfes stehen zwar die rußigen Grundmauern zweier niedergebrannter Getreidescheunen als Wahrzeichen dieser schweren Zeit, — aber im Orte selbst ist kaum etwas von Kriegsnot zu bemerken. Der Herr Dorfuhrmacher hat zwar immer noch sein Schaufenster verhängt und seine Ladentür verschlossen, sein Nachbar jedoch, der rührige Besitzer des „Damenmodesalon", ist eifrig beschäftigt, neu zu „dekorieren". Sind doch soeben die „letzten" Schöpfungen der Damenmode direkt aus Berlin über Königsberg eingetroffen. Sogar ein Inserat im „Kreisanzeiger" wird aufgegeben werden; denn die Kundschaft wird von nah und fern erwartet. Drüben aus der Apotheke guckt Apothekers Töchterlein durchs Fenster. Wir versuchen bei der kleinen Dame mit dem stumpfen Näschen und dem schwarzbraunen

dichten Haar einen stummen Gruß anzubringen, werden aber mit völliger Nichtachtung gestraft. Ja, wer weiß, wie der schmucke Reitersmann heißen wird, der einst die Straße auf feurigem Renner dahergesprengt kommt, um die Braut sich zu holen. Ein Bild reiner Freude bietet der Anblick eines Schlächterladens. In lieblichem Kranze hängen die Würste, und gewaltige Stücke zartesten Fleisches bilden wirkungsvoll den Hintergrund. Als Soldat, der das verbriefte Recht hat, sich zu jeder Tages- und Nachtzeit für „Futter" zu interessieren, widme ich natürlich gerade diesem Schaufenster, in dem als Mittelprachtstück sogar eine Schüssel glänzender Hausschlachtesülze prangt, längere Augenblicke. Und als ich weiterwandeln will, bemerke ich zu meinem größten Erstaunen, daß mein Gefährte verschwunden ist. Plötzlich und still, ohne sich abzumelden, als ob ihn der Erdboden verschlungen hätte. Doch als mein Blick erneut die Gegend absucht, da sehe ich ihn wieder. Da, wo über der Türe die glänzenden Schaumbecken hängen, beim Meister Dorfbarbier, steht er und winkt mir freundlich zu. Als ich zu ihm eile, singt er plötzlich mit lauter Stimme in den Tönen des Karl Loewe:

Ich hab ihn getragen sieben Woch,
Und kann ihn nicht tragen mehr,

und verschwindet im Innern. Und da erinnere ich mich plötzlich, daß auch mein Stoppelbart seit langen Tagen fröhlich wächst und gedeiht, und ich denke an die großen Worte des großen Gelehrten von der Universität zu J., der einst sprach: „Wo Haare sind, ist Dreck." Und ich folgte errötend den Spuren des Freundes.

Im Gasthaus unseres Dorfes ist gut sein. Es gibt — allen an der Front tätigen Herrschaften vom grauen Tuch wird beim Lesen dieser Zeilen das Wasser im Munde zusammenlaufen — ein vorzügliches Dortmunder Bier. Man sitzt auf einem richtigen Stuhl, kann die Beine unter einen

richtigen Tisch ausstrecken — -- Herrgott, ist das schön! Wir haben ein Dach über uns, sitzen in einem richtigen Zimmer. Gewiß, unsere Waldwohnung ist ja auch recht schön und bequem, aber, aber . . . . Und ich ertappe mich dabei, als ich feststelle, daß der Rauch meiner Liebeszigarre trotz emsiger Paff-Versuche doch nicht bis an die Decke zu dringen vermag. Wirklich, so hoch ist das Zimmer . . .

„Wir werden aber wirklich den Zug verpassen." Aus den Träumereien reißt mich der Freund. Schnell geht es zum Bahnhof. Pustend und keuchend steht schon die Maschine vor dem „Zügle", das uns auf bedenklich schmaler Spur vom Dorf zur Stadt trägt. Aber unsere Bedenken sind töricht. Sicher und ruhig, wie einst im Durchgangszug, gleiten die Wagen über die Schienen. Langsam fahren wir gen Westen. Fahren vorüber an all den Orten, deren Namen meist mit —kehmen und —önen endigen. Sehen vom Fenster aus, wie die russischen Mordbuben und Brandstifter so schrecklich hier und dort gehaust haben. Und freuen uns, daß all das Land, das wir mit einem Male so lieben lernten, wieder deutsch geworden ist und, wohl auf alle Zeiten, von einem neuen Überfall der Russen verschont bleiben wird.

Der schlanke Turm dort kündigt uns die Stadt an. Unsere Mitfahrenden — hier und da sieht man wohl noch ein verhärmtes Gesicht, aber die meisten tragen eine rechte Ruhe und Sicherheit zur Schau — machen sich zum Aussteigen fertig, der Zug hält. In den Straßen werden gerade die Laternen angezündet und wir erkennen, daß wir höchst überflüssigerweise unsere elektrischen Taschenlaternen mitgenommen haben. Auf dem Bürgersteig wandeln die Leute auf und ab, wie einst im Frieden. Nichts ist vom Kriege zu merken — nur die ungeheure Menge von Soldaten fällt uns auf. Wir haben es uns immer nicht recht vorstellen können, wenn die Kameraden, die zur

Front zurückkehrten, von diesen gewaltigen Scharen neuer Soldaten berichteten. Und nun sehen wir sie selbst. Alle Waffengattungen sind vertreten. Blutjunge Rekruten mit frischen, rosigen Gesichtern, die lachend ihre weißen Zähne zeigen und an allen Ecken nach den Mädchen schauen — und doch, sieht man näher hin, Züge des tiefsten Ernstes tragen. Alle erwarten fiebernd die Stunde, da sie ihre Brust dem Feinde bieten können . . . .

Unsere dienstlichen Besorgungen sind schnell erledigt. Eine leibhaftige Droschke fährt uns von Kommandostelle zu Kommandostelle. Dann heißt es: ein Zimmer im Hotel zu besorgen. „Hotel", das ist auch solch ein Wort aus Friedenszeiten, das dem Feldsoldaten wohl recht ungewohnt wurde. Aber wir bestehen die Prüfung durch den Herrn Wirt, durch Portier und Oberkellner und bekommen jeder ein Zimmer, mit blitzsauberem Linnenbett und funkelndem Spiegel an der Wand. „Entschuldigen Sie man," sagt das kleine Zimmelmädel zu uns, als wir ablegen, „das Waschbecken hat einen Sprung, aber es hält doch. Und das Loch hier im Vorhang — ich glaube, die russische Einquartierung hat sich damals an der Gardine immer die Nasen geputzt."

Wir schlafen nach vollzogener Abendstärkung und einem kleinen Verdauungsbummel durchs Städtle wie die Murmeltiere. Der nächste Tag ist ein Sonntag und feierliches Geläute der Kirchenglocken wirft die Langschläfer aus den Kissen. Unten auf dem Pflaster klappt und dröhnt es im Gleichschritt, und als wir die Fenster öffnen, sehen wir Soldaten auf dem Wege zur Kirche. Später, als wir ein wenig auf den Hauptstraßen einherspazieren und in unserem Erdwohnungskostüm tüchtig auffallen, sehen wir russische Gefangene zum Essenholen daherpilgern. Müde und stumpf stampfen sie über die Straße, die Blicke gesenkt. Manch einer ist unter ihnen, der einst in der Stadt

hauste, als Väterchens Soldaten noch hier herrschten. Sic transit gloria mundi.

Am Nachmittag wird der Eisbahn ein Besuch abgestattet. Das Flüßchen, nach dem die Stadt den Namen trägt, hat sich an einer Stelle seeartig erweitert und bietet so die schönste Eisfläche dar. Auf dem blitzenden Stahl fliegen die Schönen einher, bewundert von Mutter und Tante und so manchem Vaterlandsverteidiger, der oben auf der Brücke stehen bleibt. In ewiger Unruhe sausen des Städtchens Jungens über das Eis. Sie spielen „Weltkrieg" und besitzen entschieden Schlagfertigkeit und Gewandtheit. Als einer der Buben mit fliegendem Atem daherschnellt und dem anderen, weil jener die „Schlacht" verpatzt hat, zuruft: Laufe doch schneller, — da antwortet jener: „Ich soll schneller rennen, ich bin doch nicht der — Rennenkampf." — Als wir zurückkehren, marschieren gerade neue Truppen des Weges. Blitzsauber sind noch die Uniformen, und von allen Häusern schallt ihr frischer Gesang zurück:

Es lebe hoch das Regiment,
Das sich mit Stolz das . . . nennt.
Lieb Vaterland, kannst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Es ist eigentlich nicht die Wacht am Rhein, die sie meinen, sondern die Wacht im Osten. Aber ich weiß, daß diese nicht minder „fest und treu" steht als die im Westen. Und immer wieder klingt und singt es in mir, — als ich schon längst wieder im Eisenbahnabteil sitze und die Räder den Takt zu der Melodie angeben. Und als ich plötzlich entdecke, daß einer der Mitreisenden einer jener Flaumacher ist, von denen wir leider nicht verschont geblieben sind, als ich hören muß, daß jener mit vorsichtiger Stimme sagt: „Sehen Sie, wir sind dieser Unmenge von Feinden doch nicht gewachsen, und wir müssen doch einmal unterliegen.

Seit drei Tagen hat ja auch Hindenburg . . . .", da packt mich auf einmal die Wut. Ich stoße den Säbel auf die Dielen und fahre den Miesmacher an:

„Mensch, Sie müßten eigentlich sofort auf freier Strecke aus dem Zuge gesetzt werden, damit Sie den Krähen auf dem Felde dort draußen ihren Quatsch erzählen können. Sie sind mir der Richtige, der hier vom Kriegführen etwas verstehen will."

Und ich erlebe den billigen Triumph, daß die Zuhörer merklich von jenem abrücken und sich wohl sämtlich ein wenig schämen. Und als ich an der Endstation aussteige, da drängt sich ein alter Weißbart an mich heran, — jetzt sehe ich erst am Rocke unter dem Mantel das Kreuz von Anno 70:

„Sie haben recht, Herr Leutnant."

Halloh! Fräulein Ahausen!

Im Januar 1915.

Um gleich von vornherein einem Einwurf des gestrengen Herrn Zensors zu begegnen: den Ort Ahausen gibt es nicht, weder an unserer Ost- noch Westfront. Und auch alle die Leser und Leserinnen dieser Überschrift, die vielleicht den Versuch machen sollten, werden sich vergeblich bemühen, in alten und neuen Atlanten Ahausen zu entdecken. Aber trotzdem ist die Geschichte nicht etwa erfunden. Man setze für Ahausen einen beliebigen kleineren oder größeren Ort dicht hinter unserer Angriffs- oder Verteidigungslinie ein; und in jedem von diesen dürfte man eine der Heldinnen am Telephon finden, von denen hier berichtet werden soll. Einst diente der langgestreckte Raum

neben dem Tanzsaal im Krug des Dorfes anderen Zwecken. Drüben auf dem Parkett, das die Mägde des Gasthauses durch reichliches Streuen von Kaffeesatz und Parkettpulver und kräftiges Fegen und Bürsten in den Zustand lebensgefährlicher Glätte versetzt hatten, führte Hans die Grete zum Tanz. Lustig drehen sich die Paare zu den Klängen der Bauernkapelle, während in den Pausen die Weisen eines „Musikspielautomaten" — so lautete die geistreiche Aufschrift — ertönten, allerdings nur, wenn zehn deutsche Reichspfennige in einen dazu vorgerichteten Schlitz versenkt wurden. Nach dem Tanz saßen hier Fritz und Käthe bei Kaffee und Bier. Hier thronte auch die „Drachenburg" der Dorfmütter und Dorftanten, hier saßen ferner in der Ecke, gehüllt in den Qualm der Zigarren und der Stummelpfeifen, die älteren Herrschaften männlichen Geschlechts beim echt deutschen Skat mit französischen Karten. Jetzt ist das Aussehen des Raumes ein anderes geworden. Tische und Stühle sind zwar nicht verschwunden, aber an der einen Längsseite zusammengerückt. Auf der anderen ist Stroh ausgebreitet worden, derbes, festes Roggenstroh, das für eine Massenschlafstätte eine willkommene Unterlage bildet. Blaue, braune und gelbe Pferdedecken — alles Liebesgaben aus Mitteldeutschland und von der Wasserkante — sind über das Stroh gelegt, und auf dieses Schottenmuster strecken unsere feldgrauen Jungens die müden Glieder zu leider manchmal recht kurzer Ruhe. Als Kopfkissen dienen gut mit Heu ausgestopfte ehemalige Hafersäcke, auf denen es sich — alle Sachverständigen werden mir darin zustimmen — ganz wundersam ruht. Nicht mehr eilen durch den Raum Kellner, sondern Angehörige aller möglichen Truppenteile. Da erscheinen die Befehlsempfänger der Infanterie-Bataillone, der Kavallerie, der verschiedenen Batterien, der Munitionskolonnen usw. Man kann nicht behaupten, daß die Tätig-

keit dieser Befehlsübermittler eine sehr rege und anstrengende ist. Sie sind, abgesehen davon, daß sie hin und wieder, vor allem bei ihrer Ablösung, Befehle und Anordnungen für die von ihnen vertretenen Truppenteile mitzunehmen haben, nur für den Fall als Sendboten ausersehen, daß der Telephondraht reißt, von Spionen zerschnitten wird oder die Leitung durch „höhere Gewalt" unbrauchbar geworden ist. Dann begeben sich jene eilenden Fußes oder eilenden Pferdes zurück zu der Stätte, von der sie kamen. Aber zum Glück wird ein solcher Aufbruch der Befehlsempfänger nur höchst selten notwendig. Unsere Telephonleitungen werden so fest und sicher gelegt und gut bewacht, unsere Apparate sind so vorzüglich und unsere Fernsprecher sind so gut ausgebildet, daß ein Versagen der Leitungen kaum einmal vorkommt. Übrigens hat man sich wohl stets durch Anschlüsse an andere Leitungen noch eine Rückversicherung geschaffen, um eben für alle Fälle gewappnet zu sein. Auf der langen Tafel, die durch zusammengerückte Tische und Bretter gebildet ist, stehen die Apparate. Im Fenster ist ein Loch, das von einem feindlichen Gewehrschuß herrührt, und durch dieses laufen noch eng vereint die schwarzen Drähte, um draußen sich dann in alle Richtungen der Windrose zu zerstreuen. Und unaufhörlich ertönen die schrillen Klänge der Glocken in den Kästen und die quäkenden Geräusche des Summers. Glockentöne und Summergeräusche sind an jedem Fernsprechapparat verschieden; die Morsezeichen werden geschickt benutzt. Und wer den Hörer von irgendeinem Apparat an das Ohr nehmen würde, würde vielleicht hören können: Hier Regiment . . . Halloh, Bataillon. Allerdings müßte er genau aufpassen, denn an dem Draht fliegen wohl über ein Dutzend Gespräche gleichzeitig hin und her, und im Kasten brodelt und zischt es und flüstert's und knistert's. Der wackere Unteroffizier der Landwehr aus einer mittel-

deutschen Stadt, der brav den Apparat bedient, hatte so unrecht nicht, als er eines Tages, als das „Durcheinander in der Quasselstrippe" zu toll wurde, entmutigt den Hörer vom Kopf nahm und mit verzweifelnder Gebärde sagte: „Das ist hier ja wie in einer Maikäferkiste." Und wie es in dem Apparate ist, so ist es auch im Zimmer. Ein ewiges Kommen und Gehen. Tag und Nacht klappern die Apparate, Tag und Nacht gehen die Türen. Da kommen Offiziere aus den vordersten Schützengräben mit Meldungen, die sofort an alle Stellen weitergegeben werden müssen. Ein Landsturmunteroffizier, das Kreuz von 1813 auf dem glänzenden Wachstuchbezug seiner Mütze, betritt den Raum und bittet um die Erlaubnis, mit seinem Truppenteil in . . . . sprechen zu dürfen, da ein Wagen seiner Kolonne ein Rad verloren habe und aus diesem Grunde ein späteres Eintreffen wahrscheinlich sei. „Vielleicht hole ich den Nachteil schon wieder ein," meint der Graubärtige. Sie wissen, um was es sich für uns in diesem Kriege dreht, unsere Landsturmmänner! Dann erscheinen andere, die auf den allerdings nahe liegenden Gedanken gekommen sind, daß auch im Kriege eine Fernsprech-Station etwas mit der Post zu tun haben müsse. Wir wollen nur unsere Briefe hier abgeben, sagen jene und sind schon wieder verschwunden. Und gern erfüllen wir den Kameraden aus den Batteriestellungen diesen Wunsch. Haben die Fernsprecher doch eher Gelegenheit als mancher andere, Briefe und Postkarten an die Lieben daheim einem rückwärtigen Auto mitzugeben.

Nerven erfordert der Dienst in einer solchen Telephonzentrale und ganze Männer. Schnelles Auffassen der Lage in allen Fällen, Anpassungsfähigkeit und sicheres Auftreten. Und auch — — Verschwiegenheit. Denn durch unsere Drähte laufen nicht nur einfache Meldungen und Mitteilungen, sondern auch wichtige Befehle und Ge-

sprüche, durch deren Bekanntwerden unter Umständen ein größerer Schaden verursacht werden kann. Und schließlich auch Privatgespräche, da wir ja irgendwo den Anschluß an das Reichsdrahtnetz haben. Manchmal, wenn wir weit draußen in den Stellungen liegen, ist es uns, als wenn wir nur noch durch unsere Kameraden am Telephon Verbindung mit der Heimat offen hielten. Und wer ist es, der uns als Mittlerin hierbei dient? Das kleine Telephonfräulein von Ahausen. Ich kenne es nicht, ich habe es nie gesehen. Aber ich habe oft mit ihm am Apparat gesprochen und oft einem Gespräche mit anderen Stationen zugehört. Und in Gedanken habe ich die Hand an die Mütze gelegt und leise vor mich hin gesagt: „Braves Telephonfräulein von Ahausen!"

Wer aus beruflichen Gründen unglücklicher Besitzer eines Telephons ist, wird es vielleicht verstehen, wie einem zumute ist, der sich zum eintausendundzweihundertzweiundzwanzigsten Male melden muß: „Hier Ahausen, wer dort?" Es hat für unsere Telephondamen im Operationsgebiet des Ostens sicherlich nicht nur eine Vermehrung der Arbeit um weit mehr alls das Doppelte und Dreifache stattgefunden, sondern vor allem auch ein schwieriges Einarbeiten in ganz neue Verhältnisse. Wer wollte im Handumdrehen allein beispielsweise die Namen aller größten und kleinsten Formationen behalten und Gespräche zwischen diesen vermitteln? Täglich wechselt wohl der Standort der Truppenteile, fast in jeder Woche kommen neue Truppen oder werden neue Abteilungen gebildet. Und allen werden mit stets gleicher Geduld und unermüdlicher Ausdauer die Telephongespräche zugewiesen.

Freude und Leid geht durch die kleinen flinken Hände und durch die feinen Öhrlein unter dem Wuschelhaar. Wenn dem Gefreiten So und so aus . . . . im Kreise . . . . bei der . . . Kompagnie des Reserve-Infanterie-Regiments

Nr. . . . ein Telegramm folgenden Inhalts zugestellt wird: „Kräftiger Kriegsjunge angekommen. Mutter und Kind wohl. Große Freude," dann fügt wohl das liebe Telephonfräulein glücklich lachend hinzu: „Darf man gratulieren?" Und sofort fallen Zwischenstationen, die unerlaubterweise am Hörer ihres Apparates mitgehört haben, laut mit ein: „Wir gratulieren, wir gratulieren!" Und Freude herrscht auf der „ganzen Linie". Leider auch manchmal Traurigkeit und Mitleid mit dem Vaterlandsverteidiger, dessen Lieben, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben, fern in der Heimat sterben müssen . . . . Trotz aller Arbeitsüberlastung haben erfreulicherweise unsere Telephondamen den Sinn für Humor nicht verloren. Als wir kürzlich mal etwa fünfzehn „friedliche" Minuten erwischt hatten, beschlossen wir, die seltene Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, sondern vielmehr durch ein festliches Konzert feierlichst zu verschönen. Die Sache war ziemlich einfach. An die Fernsprechapparate wurde unser Riesengrammophon gerückt und nachdem selbstverständlich sämtliche erreichbaren Telephonstellen vorher angerufen und von dem bevorstehenden Kunstgenuß in Kenntnis gesetzt worden waren, begann die Musik. Und es erschollen in lieblicher Abwechselung die neuesten und ältesten Weisen aus dem „Filmzauber" und aus „Wie einst im Mai". Bei der hübschen Stelle:

„Treugeliebtes Firlefänzchen,
Na, wie wär's mit einem Tänzchen?"

(ich zitiere aus dem Gedächtnis und bitte ergebenst, mir nicht „Berichtigungen" ins Feld nachzusenden) oder bei: „Es war in Schöneberg im Monat Mai, ein kleines Mädelchen war auch dabei" summen alle Herrschaften mit. „Unser" Telephonfräulein hielt natürlich nach Beendigung des Konzerts mit ihrer Anerkennung und ihrem Beifall nicht zurück. Ernster, aber nicht minder interessant, sind

einige Minuten in den Abendstunden. Täglich rufen wir an und bitten, zugleich für alle uns unterstellten Truppenteile, um die neuesten Nachrichten.

Und mag die Leitung noch so überlastet sein, — freudig und gern liest uns die Telephondame die letzten Depeschen vom Kriegsschauplatz vo. . . . Neulich gab es besonders ernste Stunden für die Beamten und Beamtinnen des Telephonamtes in Ahausen. Die Russen überschütteten mit einem wahren Hagel von Granaten und Schrappnells das ostpreußische Grenzstädtchen. Wir, die wir uns gut vierzig Kilometer von jenem Ort befanden, hörten wohl das dumpfe Grollen der Geschütze, wußten aber nicht genau, wo die Stätte des Geschützkampfes war. Wir klingelten sofort alle nach Süden gelegenen Stationen an, — aber auch diese konnten keine Auskunft geben. Da rief auf einmal eine helle Stimme in die Leitung: „Sie wollen wissen, wo der Geschützdonner herkommt? Na, dann hören Sie bitte mal ordentlich zu." Und als wir den Verstärkungshörer zum Ohr erhoben, vernahmen wir die Aufschläge der Geschosse und das tiefe Krachen der einstürzenden Mauern und Häuser ganz deutlich. Aus dem Apparat erscholl wieder die Stimme: „Hören Sie, eben fliegt wieder solch ein Brummer über das Haus hinweg." Und dann rief sie weiter: „Aber jetzt habe ich wirklich keine Zeit mehr, ich muß noch ein Telegramm nach .... durchgeben. Wollen Sie bitte schreiben."

Es war unser Telephonfräulein von Ahausen, die trotz des Beschießens der Stadt tapfer und unentmutigt auf ihrem Posten aushielt. Wer wollte ihm, dem lieben Mädel, nicht im Geiste zum Dank die Hand drücken?

Ostpreußen befreit!

In Rußland, im März.

Aufbruch.

Über Nacht ist neuer Schnee gefallen. Dick und weich. Die Gegend verschwimmt in unermeßlichen Weiten. Tiefer Frieden scheint über dem Lande zu liegen, das die Stätte so vieler erbitterter Kämpfe gewesen ist. Wie Spukgestalten ragen die schwärzlichen Umrisse der Straßenbäume durch das milchige Grau der Morgendämmerung. Durch die kahlen Äste der Silberpappeln und des struppigen Erlenbusches am Bachufer fährt pfeifend und ächzend der Wind.

Von fernher erschallt über die Felder lautes Hundegebell. In den Gehöften des Abbaus, in die wir aus unserer Waldvilla unsere Behausung verlegt haben, flammt plötzlich Kerzenschein hinter den beschlagenen Fensterscheiben auf. Gestalten im grauen und schwarzen Mantel stapfen über den Hof und machen sich an den Fahrzeugen zu schaffen. Die Stalltüren werden aufgerissen und Pferde herausgezogen. Mit fröhlichem Wiehern begrüßen die Rosse den jungen Tag.

Im Telephonzimmer klappert es an allen Apparaten. Alle Lautsprechekästen sind besetzt, heute nacht gab es keine Ruhe für die Angehörigen des Fernsprechtrupps. Heute folgte ein Befehl dem anderen. Mit einem kleinen Seufzer stellt der Fernsprechunteroffizier, der die „Buchführung" zu erledigen hat, fest, daß sein altes Schreibheft gar nicht mehr ausreicht, um alle die Einzelanordnungen und Mitteilungen zu verzeichnen. Als vorsichtiger Mann hatte er natürlich schon aus einigen Vorbefehlen erkannt, daß es

„bald wieder losgehen würde", und demzufolge das Verpacken seiner Wagen angeordnet. Jetzt muß er, um ein einziges neues Schreibheft zu erlangen, den ganzen Wagen wieder auspacken lassen. Der Adjutant hat die Befehlsempfänger aller unterstellten Truppenteile um sich versammelt. Diese schreiben und schreiben und schreiben. Kaum reichen die Seiten der Notizbücher aus, — auch dem einfachsten Gemüt unter uns ist inzwischen klar geworden, daß es sich um irgend etwas Großes handelt.

Um was, weiß keiner.

Als der Kommandeur plötzlich selbst ans Telephon gerufen wird, müssen alle, selbst die Offiziere, die nicht unmittelbar zum Stabe gehören, den Raum verlassen. Nach Beendigung des Gesprächs legt unser Führer den Hörer auf den Tisch und blickt uns, die wir ihn umstehen, einen Augenblick an. Und aus diesem kurzen Blick wissen wir bereits, was uns bevorsteht. Und in uns jubelt es: Zu Ende, Gott sei Dank, die Zeit des Wartens und Harrens. Zu Ende die Wochen des langweiligen und doch so anstrengenden Stellungskrieges. Es geht los.

Und nun drängen sich die Minuten. Schrill ertönen die Kommandos auf dem Hofe. Ungeduldig scharren die Pferde, die ihrer Reiter harren, im Schnee. Mit den üblichen Liebenswürdigkeiten wird in den Ställen geschirrt. Die Männer des Telephons wickeln ihre Kabelrollen auf und versperren dabei jedem, der gerade in höchst eiliger und wichtiger Weise des Weges daherkommt, langsam aber sicher den Weg. Irgendwer, den man im Halbdunkel nicht erkennen kann, schimpft mörderisch, weil man ihm sein Frühstücksbrot angeblich entwendet habe. Einem anderen fehlt sogar der Tornister, bis er auf einmal feststellt, daß er ihn selbst vor zehn Minuten bereits auf dem Wagen verstaut hat. Zwei neugebackne Leutnants haben sogar noch Zeit, sich gegenseitig mit einigen Schneebällen auf edlere

Körperteile niederträchtig zu bedenken. Alles läuft und rennt und schreit und lärmt und doch ist die Unordnung nur scheinbar. Pünktlich, zur festgesetzten Minute, ist alles marschbereit. Und auf allen Gesichtern liegt die Freude über das: Endlich, endlich wieder ran an den Feind!

Auf der Hauptstraße vor uns windet sich schon seit einer halben Stunde, wie eine schwarze Schlange,

Kolonne um Kolonne.

Alle ziehen gleich uns feindwärts.

Die Türen und Fenster unseres Hauses sind geöffnet. Einer der Burschen hat noch einmal, zum letzten Male, das Grammophon aufgezogen. Und in flottem Marschtempo erklingt es: Muß i denn, muß i denn zum Städtle naus. Alle summen vergnügt mit, als unsere Fahrzeuge, auf Schlittenkufen gesetzt, mit Ach und Krach die Kurve am Hofausgang passieren.

Ich will als letzter den Hof verlassen. Als ich zu meinem Pferd schreite, sehe ich in einer Ecke, dort, wo die Steinpflaster den Haupteingang bezeichnen, noch eine Gestalt in Feldgrau stehen. Schon will ich auffahren und dem verehrten Herrn Kriegskameraden mit einigen Liebenswürdigkeiten bedeuten, daß er sich schleunigst mit auf den Weg begeben möge, — da entdecke ich, daß er nicht allein im Dunkel seiner Ecke steht. Ein kleines Mädelchen ist auch dabei. Und ich höre die inhaltsschweren Worte: „Wenn ich es dir sage. Ist der Friede da . . . .“

Und ich denke, daß der Mann wohl immer noch rechtzeitig nachkommen wird.

Als der Tag heraufgezogen ist, haben wir schon ein beträchtliches Stück des Weges zurückgelegt.

Keiner weiß, wohin es geht.

Keiner weiß, ob er wiederkommt.

Und sind doch alle frohen Mutes.

Begegnung.

„Wenn Soldaten tun marschieren, tun sie alle lustig sein."

Der Gesang klingt nicht allzu forsch und nicht allzu lustig. Es ist schwer, durch den Schnee zu waten, wenn man sechzig Pfund auf dem Rücken trägt. Dazu pfeift ein steifer Ost über die kahle Fläche und versucht alles Leben, warm und frisch, zu töten.

Aber ein jeder ist wohlversehen mit warmen Sachen. Jetzt erst kommen die Weihnachts-Liebesgaben bei so vielen recht eigentlich zur Geltung. Kopfschützer und Ohrenklappen wehren dem frechen Eindringling den Weg ins „Innere". Und geht es sich auch schwer genug, der Weg muß gegangen werden. Junge und alte Truppen wetteifern miteinander; sie alle wissen es: jeder Kilometerstein bringt sie näher an den Feind.

Ich habe einen Sonderauftrag erhalten und reite mit meinen beiden Meldereitern den Fahrzeugen davon.

Durch Dörfer und Städte eilen wir. Überall stehen die Leute an Tür und Tor und staunen die riesigen Truppenmassen an, die jetzt die Landstraßen bevölkern. Bedeutet es für uns Glück oder Unglück?, das ist die bange Frage, die sie sich wohl allenthalben vorlegen. Die Mehrzahl der Einwohner Ostpreußens ist durch die Russenzeit sehr verängstigt worden; keiner kann wissen, was ihm die nächste Stunde bringt. Wartet nur, denken wir im Vorüberreiten, ihr ahnt noch nicht, was wir euch bringen.

Die Straße ist die alte Heerstraße, die den Kaufmann einst gen Osten führte. Schnurgerade verläuft sie in ihrem letzten Teile, dicht an der Grenze. Sie durchquert den Wald und nimmt vorher noch zwei wichtige Nebenstraßen auf.

An dem Chausseewärterhaus steigen wir aus dem Sattel, um unseren Pferden, die seit 36 Stunden nur einige Hände voll Heu erhalten haben, etwas Ruhe und etwas

Hafer zu gönnen. Wir sind bereits in Neu-Rußland, das Väterchens Soldaten für immer zu besitzen gedachten. Vor wenigen Stunden erst haben sich hier die letzten russischen Dragoner auf ihre Gäule geschwungen, um brav Reißaus zu nehmen vor den nahenden Deutschen. Noch bietet daher fast gänzlich unberührt und unverwischt der Hof das schönste Bild russischer „Ordnungs"liebe. Kurz und klein ist alles geschlagen, das kleine Gärtchen mit der Tausendschönchen-Einfassung seiner Blumenbeete niedergetreten, während von den Geranium-Blumentöpfen nur noch die Strünke und die Scherben herumliegen. All den Unrat, der sonst wohl dem Auge des Besuchers nicht entgehen würde, hat jetzt der Schnee zugedeckt. Nur der bereits in Verwesung übergegangene Kadaver eines Rindes ragt in der Hofecke aus der weißen Decke hervor. Der Zaun ist abgerissen, sein Holz sicherlich zum Heizen des Ofens benutzt worden. Im Stall liegen einige tote Pferde sowie eine verendete Kuh. Trotzdem hier wochenlang der russische Kavallerieposten hauste, haben die Bewohner das Haus nicht verlassen.

Ein altes Mütterchen, ein sauberes Häubchen über dem ergrauten Haar, öffnet uns die Türe.

Noch sieht sie wohl ein wenig verstört und verängstigt aus. Haben doch allzu oft unfrohe Gäste an das Haustor geklopft. Aber jetzt kommen ja deutsche Soldaten ins Haus. Und mit leiser Freude weist sie uns einen Platz am Ofen an, so daß wir die erstarrten Glieder auftauen können. Und dann führt sie uns aus einem Nebenzimmer einen würdigen alten Herrn zu, mit weißem Bart und silbrigem Haupthaar, im schlichten, schwarzen Rock.

„Der Herr Pfarrer," sagt unser Mütterchen und nötigt zu einem Schluck Kaffee, den wir in Ermangelung einer Tasse aus dem Glase trinken. Ich nenne meinen Namen und meinen Wohnort. „Aus Leipzig kommen Sie?", fragt jener erfreut. Und fährt, während ein heiteres

Lächeln über sein faltiges Antlitz huscht, fort: „Ja, das waren Zeiten vor fast vierzig Jahren im guten alten Leipzig. Wer hätte damals an einen neuen großen Krieg gedacht. Denken Sie sich, wir sind schier verzweifelt, wir hier an der Grenze. So lange, schwere Wochen haben wir aushalten müssen, keine Minute unseres Lebens sicher. Jeden Tag hofften wir von neuem, daß die Unsern kommen würden. Aber immer wieder und wieder ward unsere Hoffnung zuschanden. Die Russen führten ständig neue Truppen heran und beinahe hatten wir uns mit unserem Schicksal schon abgefunden."

„Haben jene Ihnen persönlich etwas zuleide getan?" fragte ich den Geistlichen.

„Nein, mein bescheidenes Besitztum haben sie natürlich vollständig vernichtet. Mir persönlich haben sie kaum etwas zuleide getan. Aber die wenigen unserer Dorfbewohner, die noch übrig geblieben waren, haben sie über die Grenze fortgeführt. Wohin, weiß niemand. Das war ein Jammern und Weinen bei den Frauen und Kindern, wie sie sich denken können. Im übrigen haben die Herren Russen hier unsere Vorräte aufgezehrt und haben einen guten Tag gelebt. Besonders auffällig war es, daß selbst die Offiziere von der Lage im Westen keinen Schimmer hatten. Keiner wußte, daß Antwerpen in unseren Händen sei. Dagegen erzählten sie das unsinnigste Zeug mit einer Bestimmtheit, die bei uns wirklich nur ein heimliches Lächeln hervorrufen konnte. So sollte in Berlin eine Revolution ausgebrochen sein und die Franzosen bereits im Besitze der Städte Straßburg und Köln sich befinden. Für uns war es das Schlimmste, daß wir jede Verbindung mit der weiteren Heimat verloren hatten. Meine Frau weilt seit vier Monaten in Berlin, und ich kann ihr keine Nachricht zusenden."

Ich tröstete den alten Herrn: „Gern werde ich Ihnen eine Postkarte zum nächsten Feldpostamt mitnehmen."

Und während draußen die Schneeflocken wirbeln und tanzen, sitzen wir vor dem Holzfeuer im Ofen, blicken in die knisternde Glut und denken an Leipzig, an die Heimat. „Alles Gute" wünscht uns beim Abreiten der Alte und murmelte leise noch vor sich hin: „Und Sieg den deutschen Waffen."

Intermezzo.

„Jü . . . äh, . . . jü . . . äh . . . !"

Peter Swiders, aus der Heimat Fritz Reuters gebürtig, sitzt, in seinen nackten Schafpelz vermummelt, auf dem Bock seines Planwagens, schwingt mit lautem Knall die Peitsche und schimpft mörderisch. Von seinem Standpunkt durchaus mit Recht. Seit zwei Stunden nämlich steht er auf der Straße und kann mit seinem Wagen weder vor- noch rückwärts. Vor ihm stehen kilometerweit Kolonnen und hinter ihm reiht sich, so weit das Auge blickt, ebenfalls ein Wagen an den andern. Peter Swiders aber hat den Befehl von seinem Kompagnieführer, so schnell als möglich die Truppe zu erreichen. Auf dem Wagen ruhen 150 Brote, 150 Beutel Eierzwieback, Dauerfleisch und Konserven, kurz der Verpflegungsbedarf für die Kompagnie für mehrere Tage. Und die Truppe darf, wenn anders sie gefechtsfähig und gefechtsstark bleiben soll, nicht hungern.

„Näh," sagt Peter, „hungern sollen die vorne nicht." Und von neuem schwingt er die Peitsche. Aber zwecklos ist seine Plage, vergeblich seine Mühe. Er kann nicht durch die Doppelkolonne hindurch. Und links und rechts der Straße breitet sich tückisches Moorgelände aus, jetzt überdeckt mit Schnee und Eis, die die Untiefen trügerisch verbergen. Mancher Wagen, der den festen Boden der Straße verließ, um die stockenden Kolonnen zu umfahren, versank hier bis

über die Achsen und blieb unrettbar verloren. Noch einmal versucht Peter sich hindurchzuwinden, aber entmutigt gibt er schließlich sein Vorhaben auf. Er spuckt tüchtig aus, gibt mit dieser Tätigkeit seine gründliche Verachtung über die „Sauerei" aller Welt kund und zündet sich dann nach schnell wiedergewonnener Gemütsruhe seine Kurzschnittpfeife an.

Ich halte, ebenfalls zuerst fast verzweifelnd, aber schließlich in das Unvermeidliche mit Geduld mich fügend, hinter Peters Wagen. Der Rappe benutzt die Gelegenheit, um am Heu, das unter dem Plan hervorlugt, sich gütlich zu tun.

Da ertönt von hinten ein scharfes Kommando:

„Straße frei!"

Und da anscheinend nicht sofort mit allen Mitteln und von allen Stellen dem Befehl nachgekommen wird, ertönt es von neuem:

„Straße frei, zum Donnerwetter, Straße frei!"

Ein hoher Offizier, ein Generalstäbler, ist es, der jetzt zu Fuß sich durch den Wirrwarr hindurchgearbeitet hat, um selbst für Freimachung der Straße zu sorgen. „Platz für Automobile," ruft er mit einer Stimme, die Tote lebendig machen kann. Und siehe da, das Werk, das allen nicht möglich erschien, gelingt ihm verhältnismäßig schnell. Von starken Fäusten gepackt, werden die Fahrzeuge zur Seite gerückt, sodaß gerade genug Platz ist, um mehrere Automobile durchzulassen. Alle sehen erfreut, daß endlich eine Gasse gebahnt worden ist. Nur Peters Beifall bleibt aus.

„Die verfl..... Stinkdroschken!" grollt er. „Und wer sitzt drin? Nicht mal Soldaten, sondern Zivilisten."

In der Tat sehen wir in den Wagenpolstern einige Herren im Pelz. Scharf geschnittene Gesichter, die dem aufmerksamen Beobachter verraten, daß sie Ausländer sind.

Es sind, wie ich durch eine Anfrage bei einem der Chauffeure feststelle, ausländische Vertreter der Presse.

Auch unter den Mannschaften der Kolonnen rechts und links hat man den Beruf der seltsamen Passanten bald erfragt. Und ein dicker Landsturm-Unteroffizier, mit rötlichem Vollbart und vor den Augen eine blitzende Brille, wendet sich an den Lebensmittelwagen-Führer:

„Mein Sohn," sagte er, „siehste, das verstehst du nicht. Das sind hier Mitarbeiter von Zeitungen des Auslandes, die sich hier die Sache ansehen wollen. Die haben uns schon durch Ostpreußen begleitet und haben gesehen, wie die Russen dort gehaust haben. Das ist äußerst wichtig, daß diese Herren überall durchkommen."

Und Peter Swiders klopfte seine Pfeife aus und sagte, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte:

„Sie haben recht, Herr Unteroffizier."

Und sein Nachdenken war vielleicht daran schuld, daß er diese Antwort in hochdeutscher Sprache gab.

Polnische Wirtschaft.

Ein Haus in Russisch-Polen. Irgendwo abseits der Straße. Kaum erkennbar ist der Weg, der von der Hauptstraße über den Acker führt. Mühsam legen unsere Fahrzeuge die kurze Strecke zurück, dort vom Wege in den Graben rutschend, dort in eines der tiefen Löcher versinkend. Endlich halten die dampfenden Gäule. Ein vorgeschickter Reiter hat bereits das Quartier „erkundet". Freundliches Lampenlicht quillt aus dem Butzenscheibenfenster.

Wir mustern mit „fachmännischen" Augen das Haus, das uns für die nächsten zwölf Nachtstunden bergen soll. O, man lernt in Kriegszeiten sich einzuquartieren. Noch dazu in Feindesland. Alle Zimperlichkeit und Schüchternheit ist geschwunden. Wir haben nicht umsonst Ostpreußen,

das einst so blühende Land, nach allen Richtungen hin durchquert. Und haben die Ruinen gesehen, die Brandstätten mit den verkohlten Resten von Vieh und allerlei Hausgerät. Aber deshalb werden deutsche Soldaten noch lange nicht zu Spitzbuben und Mordbrennern.

Wir haben es anscheinend ganz gut getroffen. Die Ställe sind zwar etwas eng, aber sie reichen gerade noch für die Pferde aus. Das Herdfeuer ist bereits angefacht, — die Bewohner sind also noch zu Hause.

Schnell wird eingeteilt. Nur keine langen „Vorreden", wenn man hungrig und müde ist. Dort wohnen die Offiziere, dort die Mannschaften, dort — und das ist zunächst das Wichtigste — beginnt der Koch (im bürgerlichen Leben Besitzer einer Wäscherei) seine zu fördernde Tätigkeit. In den Stuben das übliche Bild. Heiligenbilder überall an den Wänden, auch ein schlechtes Öldruckbild vom „Väterchen", vom Zaren Nikolaus, ist vorhanden. Wir verzichten, es den Russen in Ostpreußen gleichzutun, die ihre Wut vor allem an dem Bildnis unseres Kaisers ausließen; aber wir wollen doch nach Möglichkeit verhindern, daß sich etwa der Zar über die Anwesenheit deutscher Soldaten in seinem Lande ärgert. Kurz entschlossen dreht daher ein Spaßvogel einfach das Zarenbild auf die andere Seite. Das Hausgerät ist einfach und entsetzlich verwahrlost. Der Tisch mit seinen wackligen Beinen geht demnächst langsam, aber sicher seinem seligen Ende entgegen. Zwei Bettstellen können wir entdecken. Aber wir verzichten gern auf deren Benutzung, denn zu ihrer Reinigung müßten wir doch wohl erst einige kostbare Stunden opfern. Lieber lassen wir uns derbes Roggenstroh auf die Dielen breiten. Zwei armselige Bänke scheinen die sonst üblichen Sitzgelegenheiten zu ersetzen. Trotzdem sind wir wohl bei ziemlich wohlhabenden Leuten zu Gast. Vater, Mutter und die älteste Tochter des reichhaltigen Kinderlagers haben sich bald

überzeugt, daß wir keine kriegerischen Absichten haben, nur die Kleinen hocken noch verstört und verängstigt in den Ecken. Bald entdecken wir, daß wir uns sogar mit dem Familienoberhaupt verständigen können. Der Alte, der seinen warmen Schafpelz anscheinend nicht einmal am heißesten Ofen auszieht, war früher einmal (wie sehr viele der polnischen Landarbeiter) in Amerika. Und als ich scherzhaft einmal bei der Unterhaltung das Wort „mister" gebrauche, sagt er plötzlich zu uns: „Oh you speak english?" Und in der Sprache dieses unseres Erbfeindes für jetzt und alle Zeit erzählen wir uns vom Krieg. Drollig ist es, wieviel Wert der Alte auf die Feststellung legt, daß er kein Russe sei, sondern nur Pole. „Die Polen haben Ostpreußen nicht verbrannt, sondern die Leute aus Sibirien." Und unter Zustimmung seiner etwas in die Breite gegangenen Ehehälfte wiederholt er immer wieder: Polen gut, Deutsche gut, Polen gut, Deutsche gut.

Es ist Zeit zum Zubettgehen. Mein Kamerad stäubt die Asche seiner Zigarette ab und sagt leise zu mir, indem er auf die im Scheine des Herdfeuers stehende älteste Tochter weist: „Sehen Sie nur, ein Rassemädel, diese polnische Maid. Die blanken Zähne und die blitzenden Augen! Und gar der schlanke Fuß mit dem niedlichen, schwarzen Schuh!"

Doch ich muß leider den Begeisterten etwas in seiner Bewunderung stören.

„Bester," sage ich, „niedlich sind die Füßchen des Mädels zwar. Aber Schuhe hat sie gar nicht an. Was Sie für eine Fußbekleidung angesehen haben, ist weiter nichts als — — Dreck."

Schwerer Siegesgang.

Ein ganzes Bataillon Infanterie sitzt alarmbereit in der kleinen Dorfkirche, die etwas abseits vom Wege am Ufer des Sees liegt. Jeder Platz des Kirchleins ist aus-

genutzt. Müde und matt dehnt und reckt sich jeder zu kurzer Rast. Das Gewehr im Arm, den Tornister auf dem Rücken. Gar lang war der Tag und schier endlos der Weg. Und noch immer ist es nicht genug der Kriegsarbeit. Heute Nacht soll gestürmt werden.

Irgendwer hat, als die Schatten des Abends auf die Landschaft fielen, an der Orgel einige Töne angeschlagen. Weh und schrill klang es durch den Raum und gar nicht feierlich. Aber sofort kam ein Befehl vom Führer des Bataillons, jegliches Spiel zu unterlassen. Die Russen sind noch nicht einmal einen Kilometer entfernt und eine mit Menschen angefüllte Kirche kann auch in der Nacht ein allzu gutes Ziel bieten.

Ich bin die schmalen Stufen des Turms emporgeklettert. Oben pfeift der Sturm um die Spitze, daß die Ziegel, die lose am Dachsims sitzen, im Takt klappern. Ich lasse die Luken gut mit Bohlen, die Schutz gegen feindliches Schrappnellfeuer bieten, verschließen und nur ein kleiner Schlitz bleibt offen. Hier stellen wir unser Scherenfernrohr auf und beobachten das Vorgelände.

Noch ist alles ruhig, als wäre tiefster Friede. Aber da auf einmal blitzt es auf am Horizont. Greller Feuerschein rötet den Himmel, ein Heulen und Fauchen folgt. Schaurig erklingt die Schlachtenmusik, gewohnt unseren Ohren. Jetzt setzen auch unsere Batterien, die den Ort und den dahinterliegenden Wald sturmreif machen sollen, ein. Ein Zischen und Sausen ist in der Luft, als wären die Geister der Hölle lebendig geworden. Alles zittert und wankt um uns. Sogar die Kirchglocke klingt leise mit, als wollte sie Einspruch erheben gegen den Lärm, der den Frieden der Kirche so grausam stört.

Aus dem Telephonapparat hören wir jetzt die Meldung: Feuer pünktlich um Mitternacht einstellen, da Sturm beginnt. Und im Fluge scheinen die Stunden zu schwinden.

Auf den Lärm und das Getöse folgt plötzlich eine beängstigende Stille.

Aus den Kirchentüren guckten die schwarzen Gestalten unserer Sturmkolonnen hervor. Vorwärts geht es und links und rechts in die Flanke des Feindes.

Maschinengewehre haben bald die Geschütze abgelöst. Vom Turme sehe ich noch die letzten, die quer über den Acker in aufgelöster Schützenkette schwärmen. Dann ahne ich nur die Szenen des nächtlichen Kampfes. Von unserer Seite ertönt kein Schuß; unsere braven Infanteristen hatten nicht geladen, sondern nur das Seitengewehr aufgepflanzt.

— — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen sehen wir die Opfer des Gefechts. Er wehrte sich tapfer, der Feind, mußte aber doch zurück.

Neue Truppen ziehen vorwärts.

Im Siegesgang.

Von Mund zu Mund fliegt die Nachricht: Wir haben über hunderttausend Mann und über hundert Geschütze erbeutet.

Und mich dünkt es, als ob wir alle immer schneller und schneller eilten. Dem Ziele zu: dem letzten Siege.

Druck von W. Hoppe, Borsdorf-Leipzig.

Verlag von Krüger & Co. in Leipzig.

Lazarettbilder

Aus dem Tagebuch der

Vorsteherin eines Sanitätsvereins im Kriegsjahr 1870|71

von

Mathilde Weber

Dritte Auflage mit einem Geleitwort von

Dr. Migeod,

Generaloberarzt.

Mk. 0,60; in Leinenband 1,—.

Diese anspruchslosen, aber packenden Kranken-Schilderungen entrollen Bilder großen Heldenmutes, stillen Duldens und tiefster Tragik. Sie dürften viele Frauen und Mädchen auch der besseren Stände veranlassen, sich dem erhebenden Dienst der Krankenpflege zu widmen, denn „dreierlei Engel in Menschengestalt gibt es, die den Kranken und Verzweifelnden ihre Schmerzenszeit erleichtern, das sind die Ärzte, die Geistlichen und die Krankenpflegerinnen". Jede besorgte Gattin und Mutter kann aus diesen kurzen Schilderungen ersehen, mit welch unermüdlicher Liebe und Hingebung bereits 1870 für die verwundeten Söhne des Vaterlandes gesorgt wurde.

Wir entnehmen dem Schluß des Büchleins die folgende Schilderung eines **Gottesdienstes im Lazarett**: „Wer je ergriffen wurde von dem Ernste und der Heiligkeit einer solchen segensvollen Stunde, der wird wohl stets tief durchdrungen bleiben von dem großen Unrecht falscher Volksfreunde, die an der Religiosität unseres Volkes zu rütteln wagen.

Welcher Friede, welche Weihe lag über unserem Saal, wenn all' die bleichen Männer mit gefalteten Händen den trostreichen Worten des Predigers lauschten! Welch' irdischer Trost und Freude ersetzt ihnen je die Macht und die Kraft eines Bibelwortes? Wie hob sich ihre Brust! Wie vergaßen sie ihre Schmerzen! Wie leichter dachten sie an ihre Sorgen, ihren Jammer, wenn sie einstimmten in den erhebenden Chorgesang eines schönen Kirchenliedes, wenn die gemeinsamen Gebete ihre Ergebung stärkten."

Für Vorträge an Volksabenden, zum Vorlesen an Strickabenden oft angeschafft!

Dieses Büchlein sollte in die Hände aller Schwestern und Helferinnen in den Lazaretten kommen, damit sie aus ihm Mut und Ausdauer für ihre Tätigkeit an den Verwundeten schöpfen. Auch besorgten Angehörigen von Verwundeten kann es zur Beruhigung dienen.

Kirchl. Anzeiger f. Württemberg.

Verlag von Krüger & Co. in Leipzig.

Der Deutsche Krieg, die Türk
Islam und Christentum.

Ein Beitrag zur Beurteilung der Weltlage von

Richard Schäfer,

Sekretär an der Deutschen Orient-Mission.

4½ Bogen in 8°. Mk. 0,75.

Unsere Zukunft im türkischen Orient. Daß die Türkei als politischer Fr
des deutschen Volkes den höchsten Beweis des Vertrauens zum Deutschtum und
Kultur durch ihren kriegerischen Auftakt im Weltkrieg gegeben hat, wird in der s
erschienenen Broschüre, „Schäfer, der deutsche Krieg, die Türkei, Islam
das Christentum" (Verlag v. Krüger & Co. in Leipzig, Preis 0,75) gezeigt, e
die Aussicht für die Zukunft des hoffnungsvollen türkischen Orients, der für de
Kulturarbeit der Gottgegebene Weg werden wird. Badische Neueste Nachric

Hoffmann v. Fallerslebe
als Vorkämpfer deutscher Kultur in Belgien und Holland.

Von **Dr. Ewald Berneisen** in Emmerich am Rhein.

102 Seiten in 8°. Preis Mk.

„Wir Deutsche fürchten Gott alle
sonst nichts in dieser Welt"

Deutsches Soldatenlied

von General-Superintendent **D. Blau**

vertont von **Woldemar Neuendorf**

Für Klavier mit Text M. —.60

Für Männerchor: Partitur 0,40. 4 Stimmen 0,60.

..... hat das Musikstück ganz vorzügliche Wirkungen gehabt, so d
Chorgesang und Einzelstimme mit Klavier des Altreichskanzlers Wort dem de
Volke würdig im Liede ertönen wird. Die Tonkun

Druck von W. Hoppe, Borsdorf-Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 049074641